Engelhorns Roman-Bibliothek



Ida Boy-Ed

Nichts über Mich!

Erster Band




Engelhorns Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

Alle 14 Tage erscheint ein Band

Preis jedes Bandes 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

Über „Engelhorns Romanbibliothek“ schreibt der „Hamburgische Correspondent“: Das ist ein Unternehmen, das in jeder Weise gefördert zu werden verdient! Als vor nun mehr denn neunundzwanzig Jahren die ersten roten Bände erschienen, mag mancher Kurzsichtige und Engherzige den Kopf geschüttelt haben über das tolle Wagstück, wirklich gute und wertvolle geistige Kost zu so billigen Preisen zu verabreichen. Wenn man heute auf die lange Reihe von Jahren zurückblickt, wie viel ist da nicht schon erreicht! Fast kein Haus, keine Familie, wo die soliden Bände nicht ihren Einzug gehalten hätten; fast keine, noch so klein angelegte Privatbibliothek möchte die sich so freundlich präsentierenden roten Freunde aus ihrer Mitte missen. Und doch, noch gibt es viel zu tun! Noch gibt es Häuser, in denen die vermorschten und verrotteten Hintertreppenromane lieber gelesen werden. Hier wäre es Pflicht jedes Nächststehenden, die giftige Saat zu verdrängen und an ihre Stelle die gesunde und durchweg gute Kost der „Engelhornschen Romanbibliothek“ zu legen. Der glücklich Geheilte wird, wenn er erst klar sieht, dem freundlichen Helfer sicher Dank wissen.

Sämtliche in unsrer Sammlung bisher erschienenen Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Wegen Raummangels können hier nur die nachstehend aufgeführten Romane angezeigt werden; ein vollständiges Verzeichnis steht jederzeit gratis und franko zu Diensten.

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Der rote Kurs. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der alte Timm und seine Nachbarn. Von **Marie Diers.**

Hugo. Von **Arnold Bennett.** Aus dem Englischen.

Armer Henner . . . Von **Richard Skowronnek.** 2 Bände.

Der unreine Geist. Von **Semène Zemlak.** Aus dem Französischen.

Naturgewalten. Von **Helene [illegible].**

Die jüngste Miß Mowbray. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. [illegible]

Liebe Mädchen. Von **Käthe Sturmfels.** Drei Novellen.

Meeresgold. Von **George Bronson-Howard.** Aus dem Englischen.

Eva, wo bist du? Von **Fedor von Zobeltitz.** 2 Bände.

Was sich in dem Gasthaus begab. Von **Kate Douglas Wiggin u. a.** Aus dem Englischen.

Das goldene Schiff. Von **Paul Oskar Höcker.**

Daphne. Die Geschichte einer modernen Ehe. Von **Mrs. Humphry Ward.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Gräfin Polly. Von **Palle Rosenkrantz.** Aus dem Dänischen.

Romeo und Julia im Albanergebirge. Von **Richard Voß.**

[illegible] Von **Daniel Lesueur.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Das Hohelied des Lebens. Von **A. von Klinckowstroem.**

Montana. Von **Wm. Wallace Cook.** Aus dem Englischen.

Lena Küppers. Von **Carl Busse.** 2 Bde.

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Die Faust des Riesen. Von **Rudolph Stratz.** 2 Bände.

Das Paradies der Erde. Von **Ada von Gersdorff.**

Onkel William. Von **Jennette Lee.** Aus dem Englischen.

Der Kampf um den Mann. Von **Carry Brachvogel.** 2 Bände.

Der meergrüne Wandschirm. Von **Edgar Franklin.** Aus dem Englischen.

Vor den großen Mauern. Von **Katharina Zitelmann.**

Entgleist. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die Kleine. Von **André Lichtenberger.** Aus dem Französischen.

Paul Becks Gefangennahme. Von **M. Mc Donnell Bodkin.** Aus dem Engl.

Schweigen im Walde. Von **Richard Skowronnek.** 2 Bände.

Das Gespenst. Von **Arnold Bennett.** Aus dem Englischen.

Lichterfelderstraße Nr. 1. Von **Hanns von Zobeltitz.**

Die Primadonna. Von **F. Marion Crawford.** Aus dem Englischen. 2 Bde.

Angst und Emma und andere Geschichten. Von **Georg Hirschfeld.**

Übertrumpft. Von **Samuel M. Gardenhire.** Aus dem Englischen.

Lebende Bilder. Von **Paul Oskar Höcker.** 2 Bände.

Fatme. Von **Börge Janssen.** Aus dem Dänischen.

Die Geschichte einer wandernden Liebe. Von **Marie Diers.**

Mein Freund der Chauffeur. Von **C. N. und A. M. Williamson.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Achtundzwanzigster Jahrgang

Hardy von Arnbergs Leidensgang. Von **Ida Boy-Ed.** 2 Bände.

Der Fall von Millbank. Von **G. D. Eldridge.** Aus dem Englischen.

Kismet. Von **Severin Lieblein.** Aus dem Norwegischen.

Die schöne Melusine. Von **Viktor v. Kohlenegg.** 2 Bände.

Die Schatzinsel. Von **L. J. Vance.** Aus dem Englischen.

Komödianten. Von **Carry Brachvogel.**

Die stolze Katharina. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die verschwundene Frau. Von **Max Dürr.**

Das gastliche Haus. Von **J. W. Tompkins.** Aus dem Englischen.

Der gemordete Wald. Von **Fedor von Zobeltitz.** 2 Bände.

Ein Gemeindekind. Von **T. Combe.** Aus dem Französischen.

Pastings Duve. Von **Marianne Mewis.**

Raffles als Richter. Von **E. W. Hornung.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Cenzl von der Blauen Genziane. Von **Richard Voß.**

Leslie und ihre Verehrer. Von **Anne Warner.** Aus dem Englischen.

Der Roman einer Hofdame. Von **Ruth Freifrau von Gagern-Kospoth (Ruth Gräfin Fau).** 2 Bände.

Der Inspektor auf Siltala. Von **Harald Selmer-Geeth.** Aus dem Schwedischen.

Der Nebelreiter und andere Geschichten. Von **Helene Raff.**

Die letzte Karte. Von **Henry de Vere Stacpoole.** Aus d. Englischen. 2 Bde.

Neunundzwanzigster Jahrgang

Die Liesegang-Mädchen. Von **Victor v. Kohlenegg.** 2 Bände.

„Das Glück bei den Lauen, das Leid bei den Heißen — diese bittere Lebenswahrheit ist der Inhalt des Romans. Es ist ein kunstvoll gebautes, ein menschlich gemütswarmes Buch, das nicht nach irgend einer Richtung schielt, sondern nichts andres will, als mit starkem schöpferischen Willen und Können zu den Gemütern derer zu sprechen, denen auch der Alltag des bürgerlichen Lebens genug der Nachdenklichkeit bietet."

Die Herzogin von Plaisance. Von **Richard Voß.**

In dieser romantischen Geschichte, die sich auf eine wahre Begebenheit gründet, läßt der berühmte Verfasser die sonnendurchglühten Höhen Hellas' vor uns erstehen, eines Hellas von heute, das in dem geheimnisvollen Widerschein längstvergangener heroischer Zeiten erstrahlt.

Seine Stunde. Von **Elinor Glyn.** Aus dem Englischen.

Wohl selten ist der eigentümlich komplizierte russische Nationalcharakter besser beobachtet und schlagender gezeichnet worden als in diesem höchst unterhaltenden und spannenden Roman.

Allzumal Sünder. Von **Charlotte Niese.** 2 Bände.

Ein meisterhaft geschriebenes Buch der rühmlichst bekannten Verfasserin, dessen spannende, im heutigen Hamburg spielende Handlung den Leser ebenso packt wie der hohe sittliche Ernst, der sich häufig hinter schalkhaftem Humor und feiner Satire verbirgt.

Der Mann im Keller. Von **Palle Rosenkrantz.** Aus dem Dänischen.

Ein vorzüglich erzählter, von Anfang bis zu Ende spannender Kriminalroman, dessen literarische Qualitäten der Name des unsern Lesern bestens bekannten Verfassers gewährleistet.

Stille Wasser. Von **Emmi Lewald (Emil Roland).**

Vier künstlerisch vollendete Erzählungen der bekannten Schriftstellerin, die in sehr verschiedenartigen Umgebungen spielen — im engen Rahmen norddeutscher Kleinstädte, im Zauberkreise Roms, dem historischen Palast eines alten Adelsgeschlechts und einem wilden einsamen Bergnest über dem Luganersee.

Ruhm. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Der neueste Roman der allbeliebten Erzählerin zeichnet in außerordentlich packender Form den Meteorflug einer mittelmäßigen Schriftstellerin, die durch ihren Ehrgeiz und ihre niedrige Sucht nach Ruhm und Stellung auf eine schiefe Bahn gezerrt wird und unaufhaltsam abwärts treibt, bis sie sich nicht mehr scheut, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Roberts Brautfahrt. Von **Jean de la Brète.** Aus dem Französischen.

Ein sehr flott geschriebener unterhaltender Roman, dessen Held, eine großangelegte, von seiner Familie als Träumer verschrieene Natur, von seinem Vater auf die Brautschau gesandt wird, mit sicherem Instinkt seinen Weg geht und durch die von ihm schließlich getroffene Wahl alle Welt höchlich überrascht.

Lebendig begraben. Von **Arnold Bennett.** Aus dem Englischen.

Ein bedeutender Maler, der an krankhafter Schüchternheit leidet und den Tod seines Dieners benützt, um für Jahre offiziell von der Welt zu verschwinden und unter des Dieners Namen weiterzuleben, ist der Held dieser außerordentlich amüsanten und geistreichen Geschichte.

Musikstudenten. Von **Paul Oskar Höcker.** 2 Bände.

„Wunderbar, oft ergreifend geschildert sind die Schicksale dieses Musikstudenten, sowie die von Lona Raith, seiner treuen und aufrichtigen Freundin. In seiner geistreichen, poetischen Sprache mutet der fesselnde Roman wie ein prächtiges Gedicht an, das die Seele des Menschen über die Wirrnisse der Gegenwart erhebt.“ (Mannheimer Generalanzeiger.)

Misericordia. Von **Johannes Höffner.**

Dieser ergreifende Roman spielt zum großen Teil in einem Gefängnis und läßt uns die Wiederaufrichtung eines moralisch zerbrochenen jungen Menschen durch die Barmherzigkeit und Liebe einer großherzigen Mädchennatur miterleben.

Das wollene Kleid. Von **Henry Bordeaux.** Aus dem Französischen.

Eine innige Wärme strahlt uns aus diesem rührenden, dabei von aller falschen Sentimentalität freien Buch entgegen; es dürfte kaum einen Leser geben, der dieses Meisterstück feinster Psychologie, Schilderungs- und Erzählerkunst nicht mit tiefster seelischer Spannung und Anteilnahme genießen wird.

Der Traum des Johann Senapius. Von **Marie Diers.** 2 Bände.

Die ausgezeichnete Schriftstellerin erzählt hier die ergreifende Lebensgeschichte eines weltfremden Gelehrten, der aus dem Traum seiner ersten Liebe zu einem verwöhnten kapriziösen Mädchen in der Ehe langsam zu der ihn versteinernden Wirklichkeit erwacht — wohl das Bedeutendste, was die Dichterin bisher geschaffen hat.

Der lange Arm. Von **S. M. Gardenhire.** Aus dem Englischen.

Ein neuer Band höchst spannender und vorzüglich erzählter Kriminalgeschichten des den Lesern von Engelhorns Romanbibliothek bereits wohlbekannten Verfassers.

Das Glück des Hauses Rottland. Von **Julius R. Haarhaus.**

Ein hochorigineller Eifelroman von einem alten Freiherrn und seiner jungen Frau aus niederm Stande, von Glücksvögeln und Kühen! Alles ist fein humoristisch, teilweise mit kräftigem Realismus gegeben und doch rührend und poetisch ausklingend.

Nichts über Mich!

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker



Band 21

Dreißigster Jahrgang

Nichts über Mich!

Roman von

Ida Boy-Ed

Erster Band



Stuttgart 1914
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Erstes Kapitel.

Dieser Mann interessierte ihn auf eine ganz unerklärliche Weise. Seit Beginn der Reise saßen sie an einem Tisch zusammen. Sich gerade gegenüber hatte Doktor Hartwig Mallinger zwar einen leeren Sessel. Die Person, für die er bestimmt war, mochte seekrank sein. Vielleicht war er der Platz für die Frau des Mannes, der nächst dem freibleibenden Stuhl saß.

Hartwig hatte vom Obersteward seinen Platz an einem der kleinen, für zehn Personen ausreichenden Seitentische bekommen, die im großen Speisesaal unter den Fenstern hüben und drüben in den Raum hineinstanden, dessen Mitte die beiden großen Längstafeln einnahmen.

Bei der ersten Mahlzeit an Bord sah er flüchtig über seine Tischgenossen hin. Ihre Reihe war lückenhaft. Die See brauste unter einem blauen, lachenden Sommerhimmel, mehr im Übermut als im Groll. Sie warf sich aber mit solcher Wucht gegen den eiligen Dampfer, daß der gläserne Wasserschwall mit stolzem Rauschen wieder und wieder die Fenster des Hauptdecks begoß und ganze Garben weißen Schaumes sogar bis zum Promenadendeck emporsteigen und dort hinklatschen ließ.

So gab es viele Leidende und noch mehr, die sich aus Furcht vor möglichen Leiden als regungslose Pakete in ihren Liegestühlen mit Kissen und Decken verstaut hatten.

Die Menschen, die Hartwig beim ersten Lunch im Speisesaal sah, hatten scheinbar gar keine Ecken und gar keinen Glanz. Der Blick glitt so über sie hin wie über die tausend Pflastersteine der Straße: alle scheinen einander zu gleichen, der Gesamteindruck ist der einer unendlichen

Monotonie. Und er war zu weltabgewandt und zu ermüdet, um mit besonderer Aufmerksamkeit nach aparten Gesichtern zu forschen. Auch die Personen an seiner kleinen Tafel deuchten ihm nur für den Engrosverkehr der Menschheit untereinander abgestempelt. Wenigstens fiel ihm bei dieser ersten gemeinsamen Mahlzeit der Mann noch nicht auf.

Er interessierte sich auch so wenig für die Leute, mit denen er fünf oder sechs Tage lang zusammen sein Brot brechen sollte, daß er nicht einmal den Tischplan ansah, der neben der Office des Oberstewarts an die Wand geheftet war.

Das tat er erst, als der Mann ihn betroffen gemacht hatte. Am zweiten Reisetag war die Tafelrunde geschlossen bis auf den einen Platz. Da fragte jemand den Passagier: „Ihre Frau ist noch leidend?“

„Sie ist es bei jeder Seereise an den ersten zwei, drei Tagen.“

Die Personen, welche um das obere Ende des Tisches herum eine Gruppe bildeten, sprachen nun von der Autosuggestion, die bei Seekrankheit eine große Rolle spiele. Jemand riet dem Herrn scherzhaft, er solle zum Schein seine Frau grob anfahren. Das geschähe mit den Seekadetten, und der Ärger über diese Ungerechtigkeit und der Ehrgeiz, sich nicht schlapp zeigen zu wollen, bezwinge das nervöse Leiden, denn ein nervöses sei es. Das stehe fest. Alle sprachen englisch.

Hartwig hörte nicht eigentlich zu. Oft verschlangen auch die Schallwellen der Tafelmusik die Stimmen der Redenden. Aber dann und wann traf ihn doch ein besonders wohllautender, sonorer Klang. Und er dachte: ‚Ist das ein Schauspieler-, ein Predigerorgan?‘ Er sah den Mann an, der für ihn bei der oberflächlichen Betrachtung ganz und gar die typische Erscheinung des bartlosen, schlanken, wohlgepflegten Amerikaners gewesen war.

Und da traf ihn einmal ein Blick aus großen, glänzenden Augen, und er bemerkte auch auffallende Hände, schmal, weiß und lang, von ungewöhnlicher Schönheit.

Er hatte eine ganz merkwürdige Empfindung, die fast einem Schreck glich. Er dachte: ‚Den Mann habe ich schon gesehen!‘ Das Gefühl, diesen zu kennen, war so stark und dennoch zugleich so unsicher, daß er, soviel er vermochte, ohne unziemlich zu werden, den Reisegefährten beobachtete. Aber sein Gedächtnis hellte sich keineswegs auf. Trotzdem blieb die Beunruhigung.

Nachher, als bei dem lachenden Sommersturm ein Teil der Gesellschaft den stoischen Rundgang ums Promenadendeck machte und ein andrer Teil in den Liegestühlen räkelte, schlafend, dösend oder lesend, fand Hartwig den Fremden, der ihn plötzlich so beschäftigte, wieder.

Er lag in der behaglichen Stellung eines Menschen, der in vollkommenster Gemütsruhe eine faule Stunde auszukosten versteht.

Hartwig stellte sich in der Nähe, an die Reling gelehnt, auf. Er wollte den Ozean und seine unwahrscheinliche Bläue beobachten und dem endlosen Emporsteigen und Vergehen weißer Schaumstreifen zusehen. Aber immer wieder zwang ihn jenes seine Erinnerungen absuchende Gefühl, nach diesem einen Mitreisenden zu sehen.

Der las jetzt. Hartwig sah es genau: in einem orangefarbenen Reclam. Das machte sein Gedächtnis vollends unsicher. Ein Deutscher? fragte er sich. Ausländer, auch wenn sie das Deutsche gut beherrschen, greifen nicht häufig nach den billigen kleinen Bändchen.

Er las offenbar sehr aufmerksam, mit einem Bleistift in der Hand, der häufig zum Anstreichen benutzt wurde.

Jetzt, wo das Lid halbgesenkt und der Blick auf die Buchseiten geheftet blieb, schien das Gesicht ein ganz andres. Es war banal, fast häßlich. Es schien sich nach den Ohren zu auffallend ins Breite zu ziehen. Der Mund, festgeschlossen, zeigte an den schmalen Lippen auch nicht den kleinsten roten Farbenton. Er wirkte wie der harte Strich, mit dem auf primitiven Zeichnungen Kinderhände den Mund andeuten.

Und plötzlich sagte Hartwig sich ärgerlich: ‚Ich kenne ihn doch nicht, gewiß nicht.‘

An Deck entstand jetzt eine Bewegung. Es hieß: Steuerbord voraus ist ein Eisberg in Sicht.

Man lief hinüber, drängte sich aneinander vorbei, als gelte es vor Kassenschluß noch ins Theater zu kommen. Die Reling wurde zur Galerie, von der aus, Ellbogen an Ellbogen, die Menschen die Entwicklung des Spektakels abwarteten und ob es imstande sei, ihren Beifall auszulösen.

Auch Hartwig wollte sehen und sah: auf der ungeheuern Fläche von kornblumenblauem Glas, gemustert mit weißen, beweglichen, krausen Streifen, stand, fern noch, ein Gebilde von fremdartigen Formen und Farben. Es schien nicht zu schwimmen, vielmehr wirkte es, als ruhe es stolz und einsam mitten auf der blauen Flut, und das Schiff sause rauschend und mit lautpochendem Maschinenpulsschlag geradeswegs darauf zu.

Der riesige Eisbrocken glänzte wie Silber, und seine Tiefen und Schlünde glühten grün, als seien sie dort von innen heraus mit einem gefärbten Feuer durchleuchtet. Seine Form war bizarr: als steile Wand stieg die eine Seite aus dem Meer empor, die Höhe zeigte sich abgeplattet, und an der andern Seite ging im Profil das Eis in grandiosen Stufen hinab zur Linie des Wassers.

Je mehr man sich diesem köstlichen Schaustück der Natur näherte, um so klarer wurde es aber, daß der Dampfer keineswegs darauflos rannte, sondern eine gute Seemeile südwärts vorüberstrich.

Er hatte einen vollen Erfolg, dieser kalte und einsame Ozeanschwimmer. Ausrufe der Bewunderung, kluge und dumme Fragen, Seufzer und sentimentale Bemerkungen klangen durcheinander.

Das ging an Hartwigs Ohr vorbei. Er starrte hinüber, von einer seiner schmerzlichen Stimmungen übernommen. Der Ozean schien ihm plötzlich noch einsamer geworden. Das flimmernde und geheimnisvolle Ding, das da einherzog, war ihm wie ein Totenschiff. Vielleicht kam es von jenen Grenzen, an denen Menschenkraft und

Menschenwissen noch immer hallend und hohl aus krachenden Spalten den Donnerruf „Halt!“ vernommen. Eisig und einsam zog es seinem langsamen Untergang entgegen. Seine Kraft, sein Halt, sein Dasein war seine Kälte. Mit ihr schmolz er dahin, hörte auf zu sein ... sobald die warmen Fluten seinen kühlen Götterleib umbadeten. Und er zog ihnen entgegen wie seinem Schicksal ...

Hartwig biß sich auf die Unterlippe und schloß ein wenig die Augen. Wie im Schmerz oder Trotz. Er riß sich zusammen, wandte sich und dachte zurückzugehen an Backbord, um zu schlafen oder bei einer spannenden Geschichte seine kranken Stimmungen wegzulesen.

Als er sich herumdrehte, sah er sich so nah und so gedrängt dem interessanten Fremden gegenüber, daß er unwillkürlich „Pardon“ sagte, unsicher, ob er den Mann nicht getreten oder gestoßen habe. Der lächelte höflich und sagte scherzend, daß auch er weder vor noch zurück könne.

Hierauf meinte Hartwig, alle Welt wolle eben das seltsame Schauspiel genießen.

Die wenigen Worte waren kaum hin und her gegangen, als die Menschengruppe sich verschob und der Fremde nach vorn an die Reling konnte, während Hartwig den Weg aus dem Gedränge frei fand.

Aber nun, da er dies flammende, bezwingende Auge so nahe gesehen, war er vollends betroffen von der Gewalt des Blicks.

Er ging geradeswegs zur Office des Oberstewards. Denn er fühlte wohl, daß ihm dies Gesicht keine Ruhe lasse.

Auf der großen weißen, landkartenmäßig an die Wand gehefteten Papierfläche war säuberlich die Tischordnung hingezeichnet. Hartwig stand davor und sah sich all diese Linien und hineingeschriebenen Namen an. Und da der eigne Name aus hundert gleichmäßig gedruckten oder geschriebenen einem immer sofort in die Augen springt, traf sein Blick auch gleich auf „Doktor Hartwig Mallinger“.

Aber dann erschrak er so schwer, daß er sein Herz in

den Schlagadern am Hals zu spüren meinte. Und dieser rasche, dumpfe Schlag beengte ihm den Atem und tat ihm im Rücken weh — wie jeder Schreck, jede Erregung.

Er stemmte die Faust gegen die Wand. Er brauchte Halt.

‚Was man doch für 'n brüchiger Kerl ist,' dachte er bitter.

Er las es noch einmal, immerfort las er es. Als bildeten die Buchstaben nicht zwei Namen, sondern als seien sie viele viele Worte und sprächen eine ganze Geschichte von Leid und Entsagung aus.

Mr. Mark Alveston.

Mrs. Mark Alveston.

Deshalb hatte er dies jähe Gefühl gehabt: ‚Ich kenne den Mann!'

‚Ja,' dachte er, ‚einmal hab' ich auch ein Bild von ihm gesehen. Da — gleich. Gretis Tante zeigte es mir. Ich war auch damals so beeindruckt von den Augen. Es ist ja fünf Jahre her. Augen verändern sich nicht. Nie.'

Auch ihre nicht. Nein, natürlich nicht. Auch Greti hatte gewiß noch dieselben zärtlichen und demütigen Augen . . .

Er dachte: ‚Ich kann hier nicht stehenbleiben.'

Ein scharfer Zug strich gerade durch den Korridor.

Er fühlte plötzlich, als bliese der Wind durch seinen Körper hin, als sei dieser durchlässig, hohl und kalt.

Er ging die Treppe zum Promenadendeck wieder hinauf. An Backbord war Sonnenschein und Schutz. Er legte sich in seinen Stuhl und fing an nachzudenken.

Welche romantische Begegnung! Aber nein, sagte gleich sein Verstand, gar nicht romantisch. Es ist umgekehrt fast ein Wunder, daß man sich so viele Jahre lang niemals sah und traf.

Er fragte sich: Kennt dieser Mark Alveston meinen Namen? Vielleicht hatte er in Gretis Gedächtnis keine so große Rolle gespielt, daß sie es der Mühe wert gefunden, ihrem Gatten von ihm zu sprechen? Oder doch?

Nun erwog er, ob er sich mit ihm bekannt machen solle, ob er abzuwarten habe, wie Greti sich verhalte. In seiner grüblerischen Art, alles äußerst wichtig zu nehmen und tüftelnd hin und her zu bedenken, was zu seiner eignen Person irgendwie in Beziehung stand, machte er aus einer sehr einfachen Sachlage eine sehr schwierige.

Die einfache Sachlage war diese: Er hatte vor sechs Jahren eine große Liebe in sich erlebt. Und sie, der diese Liebe galt, zeigte ihm auf jede Weise: Schweige! Laß mich dir nicht erst mit Worten weh tun müssen! Begreife, daß du kein Mann bist, den man heiraten möchte.

Margarete Engelbert ließ ihn dann eines Tages wissen, ihn zuerst, ehe die Welt es erfuhr, daß sie sich mit Mark Alveston verheiraten und ihm nach New York folgen werde. Sie ließ ihm auch eine glückliche Zukunft und volle Genesung wünschen und voll Herzlichkeit sagen, daß sie ihm eines Tages in unveränderter Freundschaft hoffentlich die Hand würde drücken können.

Das waren vielleicht wohltuende Banalitäten, wie ein weibliches Wesen von einigen Gemütswerten sie für einen Mann übrig hat, der ihr des Mitleids, aber nicht der Liebe wert scheint. Vielleicht aber war sie ihm auch wirklich schwesterlich ein wenig gut gewesen; zu dergleichen sind Frauen ja fähig. Sie können sich so wunderbar einteilen und verteilen.

Ihre Wünsche für ihn waren nicht in Erfüllung gegangen. Er fand keine Genesung und deshalb auch kein Glück. Weil er nur von einem vorsichtig gewählten Zuschauerplätzchen aus dem Leben zusehen durfte, riß ihn kein Ereignis in neue Bewegung hinein. Seine Liebe zu Greti blieb ihm daher immer dasselbe große Seelenleid von gestern, es verflüchtigte sich nie recht in die Dämmerung der Wehmut, des Verschmerzens hin. Es war seine Beschäftigung, sein Stolz, ja fast hätte man sagen können: sein Glück. Es bewies ihm immer aufs neue, daß es auch für sein Herz einmal eine Zeit des Hoffens, des Blühens gegeben hatte.

Daß er der geliebten Frau wieder begegnen werde, schien ihm schon seit einiger Zeit sehr möglich. Wenn sein Freund Wallrode sich wirklich das Herz und die Hand von Daniela Engelbert, der Schwester Gretis, erringen würde, mußte man sich treffen. Dann konnte jeder Tag eine Situation bringen, die ein Wiedersehen geradezu erzwang. Auf der Hochzeit oder wie und wo immer.

Hierüber hatte Hartwig denn auch immer wieder nachgedacht, seit Wallrode ihm brieflich seine Neigung und Hoffnung anvertraute. Viel mehr als die Liebe und die Zukunft des Freundes erregte ihn diese Möglichkeit. Als kränklicher Einsamer war er eben gewöhnt, nur an sich zu denken. Und seine Liebe zu Greti war ein Teil seines Ich, war die Wichtigkeit seines Lebens, das sonst ganz leer und von der Last erschrecklicher Monotonie wie flachgedrückt hinter und vor ihm gelegen hätte.

Infolge des umständlichen und reichlichen Nachdenkens über die Möglichkeit eines Wiedersehens sah er sich nun, wo es vor der Tür stand, beinahe fassungslos.

Er fand es geradezu mystisch, daß von diesem Mark Alveston irgend etwas auf ihn herüberwirkte und ihn in große Aufregung versetzte.

Daß in ihm ganz einfach eine Art eifersüchtiger Neugier herumrumorte, erkannte er nicht. Er glaubte zu empfinden, daß sein Gemüt von gärenden Feindseligkeiten und Beängstigungen bedrängt werde.

Anstatt frei und beherrscht auf ihn zuzugehen und zu sagen: Sind Sie der Mark Alveston, der Greti Engelbert geheiratet hat? Ja? Dann kannte ich Ihre Frau als Mädchen — anstatt so unbefangen zu handeln, wälzte er allerlei Fragen im Kopf.

Er wollte Greti ein paar Zeilen in ihre Kabine schicken. Ihr sagen: Ich bin hier, kennst du mich noch, willst du mich noch kennen? Soll dein Mann erfahren, daß ich dich einst umwarb? Weiß er es? Wollen wir aneinander fremd vorübersehen?

Er fühlte: das ist ja überspannt. Sein Freund Wall-

robe würde sagen: Dein unstillbares Bedürfnis nach Romantik! ... und halb großmütig, halb ungeduldig dazu lächeln.

Und während Hartwig zerschlagen und ermüdet, wie er es von jeder Erregung ward, in seinem Stuhl lag und seine Nerven zerquälte, ging Mark Alveston plaudernd mit einem andern Amerikaner immer wieder vorüber.

Die beiden Herren wanderten zahllose Male rund um das Promenadendeck, im Zuge vieler andrer Spaziergänger, die gleich ihnen Bewegung suchten.

Wie gut, ja wie stolz seine Haltung war. Die eines Mannes, der sich für etwas hält. Und wie ungewöhnlich stark die Intelligenz seines Ausdrucks war, wenn er sprach. Blick und Miene sprühten von geistigem Leben.

Hartwig schloß endlich die Lider mit dem Vorsatz: nichts mehr sehen und nichts mehr denken! Wenn er sich selbst seine Empfindungen so gesteigert und verwirrt hatte, daß seine Zerbrechlichkeit sich davon beängstigt zu fühlen begann, flüchtete er sich in eine vollkommene körperliche Stille. Wer ihn da so liegen sah, mochte denken: der schläft tief und fest. —

Der Tag an Bord war allen Menschen heute besonders lang. Außer dem Eisberg hatte es keinerlei Unterhaltung gegeben. Der Himmel blieb leer und blau und lachend, und auch der Ozean wechselte seinen Ausdruck nicht. Immer wieder perlten die weißen Schaummassen am Schiffskörper empor und schleiften an ihm entlang. Immer wieder schwollen gegen den Bug die mächtigen Wogen heran und zerteilten sich an ihm. Wind und Wellen und die gleichförmige Bewegung des vorwärtseilenden Schiffes erfüllten die Luft mit einem endlosen großen Rauschen. Es wirkte allmählich fast hypnotisierend auf die Menschen, und nach und nach erlahmte alle Munterkeit des Verkehrs. Einzelne träumten an die Reling gelehnt hinaus in die Weite; die meisten ließen in ihren Liegestühlen die schleichende Zeit über sich ergehen.

Aber in all ihrer Gleichförmigkeit liefen schließlich die

Stunden doch davon, und mit einem Male vibrierte mit metallenem Trompetenton das erste Signal zum Diner durch die Schiffsräume. Überraschte und Eilige rannten in ihre Kabinen, um sich für die Mahlzeit umzukleiden.

Es sollte heute abend ein Konzert im großen Speisesaal stattfinden. Einige nach Europa zurückkehrende Künstler wollten sich zum Besten der Mannschaft hören lassen. Für die Damen an Bord war diese Veranstaltung eine willkommene Gelegenheit, Kleiderpracht zu entfalten.

Als Hartwig den vom gelblichen Glanz des Lichtes durchleuchteten Speisesaal betrat, sah er schon ein unruhiges und funkelndes Durcheinander von Farben. In den Glasscheiben der Fenster stand blau der Tag. Auf den Tafeln war flimmernde Helle von dem Weiß der Gedecke, dem Silber, dem Glas. Grelle Reflexe strahlten überall auf. Zwischen den Stuhlreihen standen Frauen in Seide und Spitzen, und weil viele von ihnen in Weiß waren und viele Perlen oder Steine um den entblößten Hals trugen, schien es Hartwig, als habe sich die ganze Frauenwelt an Bord von Mittag bis zum Abend verjüngt.

Wird „sie" kommen? Ist sie schon da? Von diesen Fragen wie von schweren Gewichten belastet, ging Hartwig unsicher auf seinen Tisch zu.

Nein, die beiden Stühle der Alvestons standen noch leer.

Aber der Amerikaner mit dem wohlwollenden Bulldoggengesicht, der am Nachmittag den ausdauernden Rundgang mit Alveston gemacht, der saß schon neben Hartwig und setzte sich eben einen goldgefaßten Kneifer auf, um das lange Menü genau durchzusehen.

Alle Unschlüssigkeiten, in die Hartwig sich hineingedacht, fielen auf einmal um. Zu seiner eignen Überraschung tat er etwas, was er sich gar nicht vorgenommen, ja, was er überhaupt gar nicht bedacht hatte. Beinahe gegen seinen Willen tat er es. Er fragte ganz rasch seinen Nachbar: „Sie kennen den Herrn, der uns gegenübersitzt, näher? Was ist er für ein Mann?"

Das Bulldoggengesicht wandte sich ihm ein wenig er-

staunt zu. Aber mit dem Prozentsatz von Entgegenkommen, welches das Bordleben auch den Gleichgültigsten abzwingt, antwortete er: „O ja. Ich kenne Mr. Mark Alveston ein wenig. Er ist ein sehr bedeutender Mann. Ich kenne ihn von Geschäften, die mein Haus mit seiner Bank hatte."

Er sah wieder in das Menü, das er vor sich in der etwas erhobenen Rechten hielt, als bedürfe er trotz dem Kneifer einer besonderen Distanz zu allem Geschriebenen.

„Mr. Alveston ist Bankier?" fragte Hartwig überrascht. Er meinte, früher anders gehört zu haben.

„O nein. Nicht so. Bankjurist, wie man in Deutschland sagt. Aber ich höre von ihm, daß er sich von der Pennsylvania German Bank Company getrennt hat und Unternehmer geworden ist. — — Glaced sweet bread mushrooms. . . . Roast chicken . . . hm," schloß er, beifällig der seinem Magen bekömmlichen Speisenfolge zunickend.

Hartwig hatte große Mühe, das nachlässige, fast kauend gesprochene Englisch des Amerikaners in all der Unruhe ringsum zu verstehen. Auch war das Bulldoggengesicht keineswegs das eines plauderhaften Menschen. Aber Hartwig war es ganz gleichgültig, ob er zudringlich wirke oder nicht. Also fragte er weiter.

„O ja," sagte der Amerikaner, „er geht in Geschäften nach Deutschland. Er hat große Ländereien erworben, auf denen sich Naphthaquellen befinden sollen. Er hat reiche Mittel von seiner Frau. So sagt Mr. Alveston. Ich denke, er wird Gesellschafter für sein Unternehmen in Deutschland suchen. Er wird schon ankommen — o ja — er ist ein feiner Kopf — rasch, zäh . . . o ja, er wird schon . . ."

Hartwig wußte gar nichts zu antworten, als daß er sich halb erhob und sich vorstellte, worauf der Amerikaner auch seinerseits die Andeutung einer Verbeugung machte und einen Namen wie Pembrock oder dergleichen murmelte, dann aber mit Energie nach der Getränkkarte griff, um

die Liste der Mineralwasser durchzugehen. Er teilte Hartwig noch mit, daß er zu kohlensäurehaltige Wasser nicht vertrage.

‚Geld‘, dachte Hartwig verwirrt, ‚reiche Mittel? Durch Greti? Aber sie wird ja sicherlich nur eine bescheidene Mitgift erhalten haben.‘

Seine erstaunten Gedanken, welche die ihm so wohlbekannten Geld- und Familienverhältnisse der Engelberts rasch überflogen, stockten plötzlich.

Er sah die Frau, die er liebte.

Und sein ganzes Wesen war wie benommen von Überraschung. Seit Jahren hatte er sich ausgemalt, daß ein Wiedersehen gleich einer Katastrophe sein werde; es müsse so erregend wirken, hatte er gedacht, daß es ihm die Besinnung raube.

Wohl schlug sein Herz rascher, und er fühlte, daß er die Farbe veränderte. Aber dennoch war er leidlich ruhig.

Ihm schien es durchaus, als habe er noch gestern Greti gesehen, als sei es einfach unmöglich, daß Jahre zwischen damals und jetzt lägen.

Und sie war so gar nicht verändert. Langsam kam sie auf den Tisch zu, hinter der Stuhlreihe der langen Tafel entlang, etwas vorsichtig schreitend, wie diejenigen tun, die unter Deck leicht schwanken. Und in diesen knappen Augenblicken sah Hartwig, daß Greti als neue Erscheinung von allen Seiten interessiert beachtet wurde. In hochmütiger Haltung folgte ihr ihr Mann.

Hartwig war außerstande, ihn jetzt genau zu beobachten. Später bildete er sich ein, er habe unter der hochmütigen Haltung gleich die eitle Zufriedenheit des Mannes erkannt, der das Aufsehen genießt, das seine Frau macht.

Er sah der Frau entgegen, er suchte ihren Blick.

Würde sie ihn erkennen? Mußte er nicht abwarten, ob sie ihn erkennen wollte?

Hinter ihr ihr Gatte beugte sich ein wenig zu ihr vor, um ihr zu zeigen: das da sind unsre Plätze. Und nun traf ihr Blick gerade in sein wartendes Auge.

Eine kurze Unsicherheit — eine Frage blitzte auf. ... Dann ging ein leichtes Erröten über ihr Gesicht.

Aber der Ausdruck war doch freundlich, ja fast glücklich, mit dem sie nun sagte: „Ist es möglich?"

Er erhob sich sofort, ging um den Tisch. Er küßte Greti Alveston die Hand und bat sie, ihn ihrem Mann vorzustellen.

Das alles war ganz einfach, gar nicht zu glauben, wie einfach. Anstatt einer dramatischen Szene erlebte er einen alltäglichen gesellschaftlichen Vorgang.

Als dann die Mahlzeit sich abspielte und ein ganz oberflächliches Gespräch von den Tischgenossen unterhalten wurde, kam Hartwig doch nach und nach in eine Erregung hinein, die es ihm schwer machte, auch seinerseits gleichgültige Worte in dies gelassene Hinundher überflüssiger Bemerkungen einzuwerfen.

Alveston schien übrigens kein Wesen davon zu machen, daß seine Frau einen alten Bekannten getroffen hatte. Er ging fast mit Blick und Rede über ihn weg. Hartwig wußte ja auch von sich: er war keiner von denen, die man gleich sehr bemerkte, mit seiner mittelgroßen, mageren Gestalt und mit seinem Allerweltsgesicht, das ein nicht sehr gepflegter dunkelblonder Bart und schlichtes Haar umgab. Und die goldene Brille trug auch nicht dazu bei, seine Züge individueller erscheinen zu lassen. Im ganzen war er's auch zufrieden, still in der Kulisse zu stehen, wenn raschere Temperamente und geräuschvollere Naturen sich auf der Lebensbühne bemerkbarer machten. Aber daß dieser Mann, Gretis Gatte, so über ihn wegsah, das reizte ihn.

Er hörte einmal: Alveston nannte seine Frau „Margritt", mit starker und breiter Betonung der ersten Silbe.

Das freute ihn. Ihm schien, als ließe ihm das seine „Greti" unangetastet.

Und wie glanzvoll „Margritt" angezogen war. Nach und nach erkannte Hartwig es erst. Ihr blasses Kleid schien kostbar. Es war tief ausgeschnitten. Den nackten Hals verdeckte eine weiße Federboa, die aber zuweilen

herabglitt. Sie trug ein sehr schönes Schmuckstück. Ein Halsband. Es zeigte ein à la grecque-Muster aus kleinen Brillanten, das sich entgegenlief und vorn, wo es zusammentraf, von einer Arabeske in hellen Saphiren, die vielleicht gleichzeitig das Schloß verbarg, geziert war.

Eigentlich wirkte der flimmernde Schmuck wie eine fremde, ja störende Note an Mrs. Alvestons Erscheinung.

Ihr ovales Gesicht war etwas schmäler geworden. Oder schien es ihm nur so, weil das reiche blonde Haar nicht mehr in schlichter Anmut sich um den Kopf wand, sondern zu breiter, hoher Modefrisur aufgebauscht war? Ja, die ganze Erscheinung war die einer Weltdame, die sehr beachtet werden will oder — soll. Nur daß ihre Augen und ihr Ausdruck gar nicht dazu paßten.

Ihr Wesen war immer maßvoll und freundlich gewesen. So schien es noch. Aber Hartwig redete sich später ein, daß er schon in dieser ersten Stunde in ihrem Lächeln etwas Erzwungenes gefunden habe. Daß sie mit fast ängstlichem Blick zuweilen das Gesicht ihres Gatten streifte und daß etwas Sorgenvolles und Demütiges sich in ihrer Art verbarg.

Nach Tisch ging Margritt mit ihrem Mann und Mr. Pembroke in den Rauchsalon. Dorthin konnte Hartwig ihr nicht folgen. Seine Lunge hielt den Tabakrauch nie recht aus.

Er blieb an Deck. Der Tag begann zu sterben. Das Himmelblau verschwebte; in langsamen und feinen Übergängen wandelte es sich zum lichten Perlgrau und über diesen zarten Ton hin fast unmerklich zum kraftvollen, majestätischen Blaudunkel der Nacht. Der Ozean, der während der Dämmerung nüchtern erschienen war, gewann einen finsteren Ausdruck.

Eine unendliche Melancholie, eine traurige und sehnsüchtige Einsamkeit erfüllte den weiten Raum zwischen dem dunkeln bewegten Wasser und der ruhevollen Himmelshöhe.

Hartwig bemerkte nichts davon, daß so das rasche Schiff aus den verschwimmenden Grenzen des Tags forteilte, der

Nacht entgegen, hinein in ihre schweigsamen Finsternisse. Er war ganz und gar mit all seiner Aufnahmefähigkeit bei den letzten Eindrücken. Er stellte jede Miene der Frau und jede des Mannes vor sich hin und deutete daran herum. Er fragte: ob sie wohl glücklich ist?! Und hatte die uneingestandene naive Grausamkeit der Verschmähten, die unklar hoffen, daß niemand imstande war, das Glück zu geben, das sie nicht hatten geben dürfen. In ein und derselben Aufwallung mißgönnte er dem Mann die Fähigkeit, Greti glücklich zu machen, und zürnte ihm, falls er sie etwa unglücklich mache.

Er wünschte, daß sie bereue, ihn verschmäht zu haben, und zitterte davor, daß sie Ursache habe, es zu bereuen.

Sein Gemüt war schwer und unruhevoll von all diesen zwiespältigen Empfindungen.

Er saß in dumpfer Unbeweglichkeit, in seinen Kapuzenmantel gewickelt, auf einer Bank hart unter den Fenstern des Speisesaals. Drinnen war längst abgeräumt, und die Passagiere, soweit sie geneigt waren, den musikalischen Vorträgen zuzuhören, hatten sich dort abermals versammelt.

Hartwig erschrak, als er plötzlich ein scharfes Klavierspiel und gleich danach den pompösen Einsatz einer Baßstimme vernahm. Es klang beinahe wie ein dumpfer, ferner Kanonenschuß.

Er sah sich um. Wie in ein Diorama hinein konnte er durchs Fenster in den hellen Saal sehen, der voll von Menschen war. Sie saßen auf den Drehstühlen an den Tischen entlang, aber alle dem Klavier in der Tiefe des Raumes die Gesichter zuwendend.

Da stand der Sänger, der mit den dunkeln, raschen Schallwellen seines gewaltigen Organs die Luft erfüllte. Auch sein Körper war enorm. Er arbeitete mit so sichtbarer Atemtechnik, daß sein voller Bauch, von der schwarzen Hose und der weißen Weste zweigeteilt wie ein preußisches Wappen, immer einen Ruck tat, sowie er Luft einsog. Und die mit Fettrillen bedeckte Kehle unter dem schnurrbärtigen Vollmondsgesicht bebte sichtbar. Der Bassist sang offenbar

eine sehr kolorierte Arie und erging sich in Läufen und Stakkati. Es schien aber auf einige Zuhörer mehr komisch als kunstvoll zu wirken.

Hartwig suchte Alveston und seine Frau. Drüben, gerade recht für ihn, saßen sie. Mark Alveston auf der umlaufenden Polsterbank, seine Frau auf einem Stuhl daneben. Er sah zerstreut aus. Margritt schien mit einigem Interesse zuzuhören.

Nun rasselten die klatschenden Töne des höflichen Beifalls durch den Saal, und der Sänger trat, nach zu vielen Verbeugungen, beiseite. Er sank auf die Polsterbank und wischte sich den Schweiß vom Gesicht und Hals innerhalb des Kragens.

An seiner Stelle erschien eine Dame. Mit viel Umständlichkeit nahm sie ihre Federboa ab und legte sie auf den nächsten Tisch. Bei diesen Bewegungen bekamen alle Anwesenden den sehr tief enthüllten, herrlichen Rücken und den Ansatz einer schneeweißen Büste zu sehen. Die große, üppige Dame hatte auch einen pikanten und günstig zurechtgemachten Kopf. Sie trug eine schwarze Samtrobe und gar keinen Schmuck, außer funkelnden Brillanten in den sehr roten Ohrläppchen. Das gab ihrer ganzen Erscheinung geradezu etwas absichtsvoll Nackendes.

Hartwig hatte bei Tisch von der Herkunft der Künstler sprechen hören: der Bassist kam von kleineren Opernbühnen, der Klavierspieler und die Sängerin vom Variété. Die Dame trat da als „seriöse Sängerin" auf. Wie sie jetzt so stand und ihrer scharfen hohen Stimme einen sentimentalen Ausdruck abzuzwingen versuchte, um dem schmachtenden Liebeslied den rechten Charakter zu geben, arbeitete sie mit Blicken und Lächeln und allerlei kleinen Bewegungen auf eine besondere Art von Wirkung hin.

Hartwig dachte: sie stellt sich aus. Das ist der Zweck ihrer „wohltätigen" Veranstaltung. Sie will bemerkt werden.

Und plötzlich machte er eine Beobachtung, die ihn anspannte, als sei er ein Jäger, der ein Wild belauere.

Er sah, daß Mark Alveston seine gelangweilte Haltung

aufgegeben hatte. Die großen glanzvollen Augen des Amerikaners blickten mit einem lebendigen, sehr interessierten Ausdruck auf die Sängerin. Sein Mund war leicht geöffnet, wie bei einem lebhaft Lauschenden. Er erschien dadurch weicher. Ein leises, lüsternes Lächeln schien in den Mundwinkeln zu warten.

Vielleicht hätte Hartwig diese landläufige Art von Männerinteresse an herausfordernder Frauenschönheit auf vielen Gesichtern finden können. Aber er sah eben nur diesen einen Mann. Und von ihm fort ging sein Blick auf Greti.

Sie starrte ihren Mann an ... allzudeutlich sah er es ... starrte ihn an, angstvoll, mit einem leisen, bitteren Zug im Gesicht ...

Die Sängerin erntete leidenschaftlichen Beifall. Auch Mark Alveston klatschte — er strengte seine weißen, schlanken Hände förmlich an.

Die Sängerin, üppig, fast intim lächelnd, nahm sogleich ein andres Notenblatt, wischte sich mit einem Spitzentüchlein den Mund, nestelte in der Gegend der Achselhöhle an ihrem Kleiderausschnitt und sprach ein paar anweisende Worte zum Klavierspieler.

Greti flüsterte ihrem Mann etwas zu. Er nickte, ohne sich in der aufmerksamsten Beobachtung der Sängerin stören zu lassen.

Und dann erhob die junge Frau sich und ging hinaus. Gerade als die hohe, scharfe Stimme ein neues Lied begann, verschwand Greti durch die Tür.

Das alles sah Hartwig von draußen. Er kämpfte mit sich, ob er aufstehen und Greti im Korridor zu erreichen suchen solle. Aber da erschien sie auch schon in der Tür zum Deck und fast zugleich stand er vor ihr. Er griff nach ihrer Hand.

Er wollte allerlei sagen: von der Freude und dem Wunder des Wiedersehens. Und wie häßlich drinnen die Sängerin schrie — als könne ihr diese Feststellung wohltun.

Aber es war ein solcher Tumult in ihm, daß er zunächst gar nichts sagen konnte.

Sie gingen miteinander im Halblicht des Decks entlang, wie in schweigendem Verstehen auf der Suche nach einem sicheren Platz. Hinter der Wand des Rauchsalons standen ein paar Sessel. Da konnte man das Wasser rauschen und den Wind brausen hören und saß doch unberührt von aller Bewegung. Auch war es gut und gesellig, hinüberzusehen auf das Deck der zweiten Kajüte, wo bei dem Stückwerk des Lichts sich ein munteres Leben zeigte und allerlei Gestalten sich bald durch helle Bestrahlung bewegten, bald in geheimnisvolles Dunkel zurückhuschten.

Der blaufinstere Himmel war voll von Sternen, und man hatte das Gefühl, unter ihnen davonzulaufen. Dennoch aber blieben sie immer in der gleichen Stellung über dem Schiff. So war es fast wie im Traum, wo sich die Empfindung des Forteilens mit der verharrenden Schwere verbindet.

Das übersann merkwürdigerweise Hartwig, während sie nun unsicher, zerstreut und verlegen zusammensaßen.

Margritt freute sich wohl. Nach fünf Jahren sah sie zum ersten Male einen Menschen aus ihrer früheren Umwelt wieder. Ein warmes Gefühl geradezu von Glück wallte in ihr auf, als sie Hartwig erkannte. Aber dann erinnerte sie sich gleich: dieser Mann hatte sie umworben! Stand er ihr nun grollend oder stand er ihr unbefangen gegenüber?

Sie wünschte sich heiß, er möge ihr ein herzlich gesinnter Freund geworden sein. Ihr war, als bedürfe sie eines solchen, habe ihn sich seit langem ersehnt. Seine Persönlichkeit kam ihr wichtig und wertvoll vor. Vielleicht nur, weil er der erste war, den sie wiedersah von allen, die sie früher gekannt. Das mochte sein ganzes Zufallsverdienst sein. Sie wußte es nicht. Sie hatte ein gutes Zutrauen zu ihm, weil er sie einst geliebt, und fühlte sich gerade deswegen ihm gegenüber auch wieder in Unsicherheiten verwirrt.

Ihm war es aber, als sei dies erst der wirkliche Augen-

blick des Wiedersehens und die Stunde bei Tisch ein schattenhaftes Vorspiel gewesen.

„Wie ist es Ihnen denn ergangen in all diesen Jahren, Herr Doktor?“ fragte sie halblaut, vorsichtigen Tones.

„Alle Jahre waren wie ein Tag. Und dieser eine Tag hat keinen andern Inhalt als eine Erinnerung,“ antwortete er.

„Ich meine: mit Ihrer Gesundheit und mit Ihrer Arbeit,“ fuhr sie etwas ängstlich fort. Sie wünschte zu tun, als habe sie die bedeutungsvollen Worte nicht verstanden.

„Das ist bald gesagt. Mit einer Handvoll Worten. Ich habe meine Gesundheit in Davos und in Ägypten gesucht. Nun bin ich zwei Jahre in Kalifornien gewesen. Meine Gesundheit habe ich nirgend gefunden. Aber doch vielleicht mein Leben verlängert. Nur das. Zu einem nützlichen hab' ich's nicht machen können. Arbeit ist mir fast unmöglich. Ich hab' auch einen Widerwillen bekommen gegen die meine. Mein Buch wird unvollendet bleiben. Es ist auch so gleichgültig, ob einer mehr an den großen, unlöslichen Fragen des Daseins herumtipfelt oder nicht.“

„Das ist ein negativer Bericht,“ sagte sie verlegen. „Hoffentlich nur eine Stimmung.“

„Keine Stimmung. Nüchterne Wahrheit. Aber ich trage sie ohne Bitterkeit vor. Man muß lernen, in anständiger Haltung zu verzichten. Die letzte Form von Männlichkeit, die unsereinem bleibt. Die, die der Menschheit gar nichts nützen können, müssen begreifen, daß sie sich nicht betonen dürfen. Sie müssen sich so unauffällig als möglich an den Wänden entlang und schließlich aus der Welt drücken.“

‚Immer sagen die Erbitterten: ich bin nicht bitter,‘ dachte Margritt voll Mitleid. Und sprach sehr lebhaft, ja herzlich: „Wie können Sie sagen, daß Sie zu denen gehören, die der Menschheit nichts nützen! Wenn Sie nicht weit hinaus wirken wollen, wenn Sie dazu keine Kraft aufbringen mögen: auf Ihren nächsten Kreis wirken Sie

gewiß. So arm und so einsam ist ja niemand, daß er nicht durch Beispiel oder durch Treue oder sonst irgendwie einem Mitmenschen noch nützlich sein kann."

„Davon träume ich oft," sagte er, „das wäre wie ein Ausgleich. Großes für die Allgemeinheit leisten — sich ganz und gar für einen opfern dürfen —, ich weiß nicht, welches Glück tiefer, brünstiger sein möchte. Das eine war mir nicht beschieden. Vielleicht ist mir das zweite aufbewahrt."

Und er dachte: ‚Wenn du mich brauchtest — du ... wenn ich mich für dich opfern dürfte ...'

Aber er fühlte wohl: dies zu sagen wäre geschmacklos gewesen. Sie hätte es für Pathos, für eine Phrase genommen. Sie konnte nicht wissen, daß seine Gedanken in all den Jahren niemals aufgehört hatten, sie zu umkreisen.

„Wir wollen nicht von mir sprechen," sagte er nun hastig, „von Ihnen, nur von Ihnen. Ich darf fragen? Hab' ich nicht Anrechte? Die der Teilnahme? Sind Sie glücklich geworden? — Gott, verstehen Sie doch: für mich sind Sie noch immer Greti Engelbert, für die ich ... der ich ..."

„Ja," sprach sie eifrig, sehr eifrig, „ja, ich bin glücklich geworden."

Ihr war auch, als habe dieser Mann Anrecht zu fragen und zu wissen. Nur weil in ihm gleichsam ihre Jugend, ihre Heimat, ihre Familie verkörpert vor ihr stand.

„Das freut mich."

Sie hatte das Bedürfnis, es ihm förmlich zuzuschwören, es ihm näher zu erklären.

„Wie sollte ich nicht! Mein Mann ist sehr bedeutend. Eine Herrschernatur. Alle bewundern sein Wissen, seine Intelligenz. Er verwöhnt mich in der außerordentlichsten Weise, umgibt mich mit mehr Luxus, als ich mir wünschen würde. Es ist auch erhebend für eine Frau, zu sehen, wenn ein Mann durch die Kraft seines Willens und seines Verstandes sich so emporarbeitet. Aus was für bescheidenen

Anfängen ist er rasch zu großem Ansehen und Vermögen gelangt! So rasch, wie man's nur in Amerika kann. Aber gerade da nur mit dem unerhörtesten Fleiß und der stärksten Begabung. Das muß ich doch achten. Das muß ich doch bewundern."

Und zugleich hatte sie das Gefühl: warum erzähle ich das alles? Es trieb sie. Ihr war, als halte sie sich das selbst vor.

„Nun, Ihre Mitgift hat vielleicht ein wenig geholfen," brachte Hartwig zögernd vor. „Mit einigem Kapital in der Hand fängt sich's leichter an als mit leeren Händen."

„Meine Mitgift?" fragte die junge Frau erstaunt und lachte ein wenig. „Sie kennen doch meinen Vater. Und die Zähigkeit, mit der er sein Vermögen zusammenhält! Ich habe nur fünfzigtausend Mark mitbekommen. Das ist nichts für Amerika. Und mein Mann hat von dieser meiner kleinen Mitgift auch sozusagen keine Notiz genommen. Die liegt unberührt auf der Bank."

‚Hat etwa dieser Pembroke den Mark Alveston falsch verstanden? Oder ich den Mr. Pembroke?' dachte Hartwig sehr betroffen.

Die junge Frau fuhr aber fort, nervös und aufgeregt schien ihm ihre Stimme: „Das ist herrlich für mich — nicht wahr — das verstehen Sie — ich weiß — Sie sind mein Freund, deshalb sage ich Ihnen das alles — es ist sehr schön für eine Frau, wenn sie fühlen darf: sie wird um ihrer selbst willen geliebt."

„Gewiß. Ganz gewiß."

Und dabei dachte er an den lüsternen Ausdruck, mit dem der Mann die brutale Schönheit der Sängerin angestarrt hatte, während diese seine Frau neben ihm saß.

Margritt schien sich ganz erschöpft zu haben in der eindringlichsten Schilderung ihres Glücks. Sie lehnte ihren Kopf zurück gegen die Wand und schloß die Augen. Noch war ein Lächeln auf ihrem Gesicht. Er sah es genau. Denn sie saß im hellen Licht, das die Glühbirne, die aus der Wand vorsprang, über sie breitete. Das Lächeln schien

ihm so gewollt. Und nun erlosch es auch schon. Ein Ausdruck von unsäglicher Erschöpfung kam plötzlich in ihr Gesicht.

Vielleicht begriff sie: ich lasse mich gehen. Sie fuhr auf.

„Ich bin doch noch abgespannt. Diese schreckliche Seekrankheit — käm' sie nur zum Ausbruch — aber es ist die stumme bei mir — Kopfweh, Kopfweh —"

Er antwortete nichts. Er sah sie immer still an.

„Wie freue ich mich auf die Heimat und auf Vater und Schwester und alles," erzählte sie wieder mit fast übermäßiger Lebhaftigkeit, „es ist ja auch eine Heimkehr im Triumph."

Ja, der Trieb zu sprechen war über sie gekommen. Und sie hatte solche Empfindung: ich will es nur gleich diesem ersten sagen, damit es durch ihn viele erfahren, was alle wissen sollen, daß mein Mann ein Mann von Ehre, von Ansehen, von Vermögen ist. Daß ich recht tat, ihm mein Leben zu eigen zu geben — daß alle Warner unrecht hatten, schweres Unrecht ...

„Haben Sie denn damals nichts gehört? Nicht, wie Vater der Verbindung widerstrebte? Wie alle Engelberts bis ins dritte und vierte Glied die Hände über dem Kopf zusammenschlugen? Was für Kämpfe wir zu bestehen hatten? Mark hat unerhört darunter gelitten. Er mit seinem grandiosen Persönlichkeitsbewußtsein! Das können Sie sich leicht vorstellen. Aber er ist bereit, mir zuliebe bereit, großmütig zu verzeihen, daß man ihn einst mit Vorurteilen geduldet hat. Anstatt ihn mit Bewunderung und offenen Armen zu empfangen," schloß sie leidenschaftlich.

„Nein, ich habe nicht sehr viel Genaues gehört. Ich bat meine gute Freundin, Ihre Tante Hanna, mir nicht von diesem Mann und Ihrer Verlobung zu sprechen. Ich ertrug es nicht. Aber wenn da Vorurteile waren und wenn er einst Kränkungen erfuhr — er kann leicht großmütig sein — wenn man als Sieger kommt, wie Sie sagen ..."

Nun war offenbar das Konzert aus. Denn mit den

kurzen, eiligen, trappenden Schritten, wie die Bordspaziergänger sie unwillkürlich annehmen, kamen allerlei Menschen an ihrem Platz vorüber: kokett vermummte Damen mit hochgerafften Schleppen, plaudernde, lachende Männer neben ihnen.

Margritt seufzte tief. Sie schien sich zusammenzunehmen, sprach mit gemessener Haltung und halblaut weiter. Wie eine, die gewohnt ist, sich vor gleichgültigen Zeugen sehr zu beherrschen.

„Vielleicht als noch mehr," sagte sie bedeutungsvoll. „Manchmal genieße ich's vorweg — manchmal verachte ich es auch vorweg. Es ist schrecklich zu denken, wie abhängig alles vom Erfolg ist. Selbst Gemütssachen! Die Meinen sträubten sich, ihn zu lieben, weil er arm war. Ich wünsche mir, daß sie ihn nun lieben, und zittere doch zugleich davor, daß sie es tun, bloß weil er Erfolg hat."

„Weshalb wehrten denn die Ihrigen sich so sehr gegen ihn?"

„Hauptsächlich weil er noch nichts war und hatte. Sie müssen wissen: Mark studierte ein paar Semester in Deutschland. Er wollte sich in Hamburg einschiffen, um nach New York zurückzukehren. Ich lernte ihn bei Freunden kennen, an die er empfohlen war. An jenem ersten Abend damals wußte ich es schon, daß wir füreinander bestimmt seien. Anstatt zu reisen blieb Mark noch. Kam auch in unser Haus. Warb um mich. Vater will ja immer Zahlen und Dokumente sehen. Weil jene Freunde ihm rieten, Mark mit meinem ganzen einstigen Erbteil in Hamburg eine Teilhaberschaft bei einem Bankier zu ermöglichen, redete Vater sich alsbald ein, dies sei Marks eigentliches Ziel bei der Werbung um mich. Und weil Mark weder ein eigenes Vermögen nachweisen konnte noch irgendwelche feste Aussichten, kam es zu scharfen Kämpfen. Sie können sich das vorstellen. Es ist immer dasselbe. Aus Mißtrauen, Mißverständnissen und wirklich schwierigen oder ungewöhnlichen Umständen knäult sich so viel Unfrieden zusammen, daß zuletzt keiner mehr einen glücklichen Ausgang weiß."

Er hörte zu. Eine wunderbare Sicherheit, die einer glücklichen Stimmung sehr nahe verwandt war, beherrschte ihn. Er dachte keinen Augenblick, daß die Offenheit der Frau vielleicht nur von ihrer Heimkehrerregung gespeist sein könne oder aus noch verborgeneren Quellen.

Er nahm sie als den Beweis, daß sie ihm einen Anteil an ihrem Geschick gönnen wolle.

„Sie erzwangen sich aber doch den glücklichen Ausgang."

„Wir erzwangen unsre Verbindung," sagte die Frau sehr leise, „Vater willigte ein, indem er äußerte: ‚der Mensch ist sonst ja zu allem fähig.' Das nenn' ich keinen glücklichen Ausgang. Das war ein Hinauswerfen ..."

Sie sah vor sich hin, in harte Erinnerungen vertieft.

„Und nun?" drängte er fragend.

„In zahllosen Briefen hab' ich's ihnen geschrieben: es geht uns gut. Wir sind glücklich. Und haben kaum Glauben gefunden. Aber sie werden es jetzt sehen. Und Vater zumal wird sehen, was ihm überzeugend ist: Zahlen und Dokumente. Mark hat ein großartiges Unternehmen organisiert. Er hat Ländereien erworben, auf denen Naphthaquellen sind. Das Geld wird sich vertausendfachen, was er hineingesteckt hat. Er will nun großmütig Vater anbieten, sich daran zu beteiligen. Sie werden Multimillionäre dabei werden. Ihre Namen den großen anreihen, die von Amerika aus über die Erde hallen — Namen, die klirren wie Gold. Ach, darum ist mir's ja nicht — nein. Aber daß ich die Meinen in Frieden wieder umarmen kann — daß mein Mann die Anerkennung finden wird, die ihm gebührt — ja, das tut mir wohl — so wohl —"

„Sie haben auch Kinder?" fragte Hartwig weich.

Da lächelte Mrs. Alveston strahlend.

„Zwei Knaben," sagte sie, „von drei und vier Jahren. Es sei besser, sie die weite Reise nicht machen zu lassen, meinte Mark. In wenig Monaten habe ich sie auch wieder. Unterdes sind sie gut behütet von einer zuverlässigen, älteren Bonne, Tante Hannas früherer Stütze. Sie kam

gern zu mir nach New York. An meine Jungens darf ich gar nicht denken in Verbindung mit all diesen geschäftlichen Dingen, die ich Ihnen andeutete. Dann werde ich auch von dem Fieber nach großen Summen erfaßt. . . . Es muß doch schön sein, den Kindern so eine Basis geben zu können. Zu denken, daß sie niemals solche Demütigungen zu ertragen brauchen, wie ihr Vater zu ertragen hatte — und um meinetwillen. . . ."

Nun stand sie auf. Sie schien auf einmal eine andre. Nicht mehr nervös und erregt wie vorhin. Nicht mehr so künstlich beherrscht wie später. Sie war ganz einfach in dem Ausdruck eines herzlichen und natürlichen Mutterglücks.

„Ich will mich niederlegen. Es ist spät. Helfen Sie mir die Decken suchen. Mark hatte sie gestern abend auch draußen gelassen und mein Kissen dazu. . . ."

Sie gingen langsam an der windstillen Backbordseite hinauf, jeden Stuhl nachsehend. Da und dort hob Hartwig eine Reisedecke halb in die Höhe. Aber Margritt schüttelte den Kopf.

„Ich hätte natürlich die Jungens zu gern dem Großpapa gezeigt — er wäre vielleicht weich und stolz geworden. Und Daniela interessiert sich so sehr für ihre kleinen Neffen. Ich glaube, in Daniela muß viel Weiblichkeit sein. Dies Interesse an meinen Kindern verrät was davon. Meine Neugier auf Daniela ist grenzenlos. Sie war ein Schulkind, als ich ging. Und ist nun schön und erwachsen und zwanzig Jahre alt — nein, diese Decken sind rehfarben — sie könnten gern oben bleiben — es ist mir nur um mein Kissen."

„Über Daniela können Sie viel erfahren morgen früh."

„Wie das?" fragte sie überrascht.

„Weil ich eine Indiskretion begehen will, die ich zu verantworten denke. Ich kann Ihnen einen Brief von jemand zeigen, der Daniela liebt."

„Ah . . ."

Sie stand still.

Er hob von einem Liegestuhl aus dem Gewühl rehfarbener Decken ein weißes, großes Kissen heraus.

„Ja, das ist es.“ Sie nahm es selbst in die Hand. „Von jemand, der sie liebt? Ich bin außer mir vor Spannung. Ja, das müssen Sie mir morgen früh erzählen. — Geben Sie mir doch die Decken ...“

„Ich trage sie Ihnen bis zu Ihrer Kabine.“

Er warf die Decken über seine linke Schulter. Dabei fiel ein Reclambändchen aufblätternd zu Boden. Er bückte sich und nahm auch das an sich.

„Danke — ja, und nun will ich meinem Mann eben sagen, daß ich ins Bett gehe. Er wird wohl in der Rauchkabine sein.“

Sie bogen um die Stirnseite des Kajütenaufbaues, und da schlugen die breiten wuchtigen Hände des Windes ihnen ins Gesicht und gegen die Brust, so daß sie sich wider ihn stemmen mußten. Als sie dann die Steuerbordseite erreicht hatten und dort an Deck hinabgingen, puffte der Wind sie in den Rücken und schob sie förmlich vorwärts.

Margritt lachte etwas ängstlich auf, denn sie hatte das Gefühl, der Wind, der ihre Kleider um ihre Beine vorwärts riß, könne sie noch über Bord blasen. Deshalb drückte sie sich lieber gegen die Wand und tastete sich an der dort sich hinziehenden Messingstange entlang.

Hinter ihr drein, von den schweren Decken sehr belastet, in deren Falten hinein der Wind sich bohrte, daß sie sich blähten und wie Flaggen auswallten, ging Hartwig.

Sie kamen bis an das erste Fenster des Rauchsalons. Die kleinen Scheiben von drinnen her waren gelb durchleuchtet, schienen so etwas wie zutrauliches, häusliches Behagen hinauszustrahlen. Und drinnen waren Menschen und Dinge von einem höchst malerischen bläulichen Rauchnebel fein umflort.

Die junge Frau starrte hinein. Und Hartwig sah dasselbe, was sie sah.

Um den Tisch gerade unter dem Fenster saßen sechs, sieben Menschen, auf der Platte standen Sektflaschen in

Kühlern, Zigarettenschachteln, Gläser, Aschbecher. Vorgebeugten Oberleibes hatte der fette Bassist seinen rechten Ellbogen auf den Tisch gestützt und, die Zigarette zwischen dem zweiten und dritten Finger der beredsam erhobenen Rechten haltend, erzählte er offenbar eine Geschichte. Sein plitscher Ausdruck schien zu verheißen, daß im Hinterhalt dieser Geschichte eine unerhörte Pointe lauere. Faul angelehnt, die Hände in den Hosentaschen, mit Gesichtern, auf denen schon das Lachen wetterleuchtete, hörten die Herren zu.

Nur Mark Alveston nicht. Der saß sehr nahe neben der Sängerin und sprach zu ihr, mit den Blicken auf ihren weißen Schultern. Sie atmete etwas stark, wie geschnürte Frauen tun, wenn sie heiß sind. Und sie lächelte sehr zufrieden.

Hartwig horchte — er spannte alle seine Nerven an. Als könne er die Flüsterworte des Mannes drinnen erlauschen. Oder in die Gedanken der jungen Frau neben ihm hineinhorchen ...

Der Wind brauste und riß an ihnen. Die Wasser rauschten mit großer, dunkeltöniger Musik am Schiffsleib empor und glitten schleifend an ihm ab.

Die Kleider und Decken flatterten mit hartem Zerren.

Und Hartwig horchte durch all diesen Lärm hindurch ...

Endlich vernahm er einen schweren Seufzer.

Er wagte nicht, sich zu rühren. Er wartete. Da sah er, daß die Frau frierend zusammenschrak, sich noch einen Augenblick zu besinnen schien und dann mit ein paar Schritten, sich dem Wind entgegenwerfend, die nächste Tür erreichte, die ins Schiff hineinführte.

Als er sich traute, in diese selbe Tür einzutreten und die hinter ihrer Schwelle hinunterführende Treppe hinabzusteigen, war drinnen in dem Kanal des langen Hauptdeckkorridors, auf den all die gleichförmigen Kabinentüren und Seitenkorridore mündeten, keine Spur mehr von Margritt zu sehen.

Er kam in seine eigne Koje, und als er dort wie zer-

schlagen auf der schmalen roten Samtbank unter dem Ochsenaugenfenster saß und den kurzen, eiligen Pulsschlag des Schiffsmaschinenherzens leise beben fühlte, bemerkte er erst, daß er noch immer die schweren Decken über seinem Arme und das Reclambändchen in der Faust hatte.

Und kaum daß er der Last inne wurde, fühlte er auch, daß sein Arm ihm fast lahm davon war.

Er knüllte und drückte die Decken neben sich auf die Bank.

Er dachte nicht daran, daß er sie ja sofort ihren Eigentümern hinschicken könne.

Er dachte nur immer dies eine, in einem wunderlichen Gemisch von Schmerz und Freude: ‚Sie kann vielleicht einen Freund brauchen — mich vielleicht — gerade mich —‘

Ihm war plötzlich ein Lebenszweck geschenkt.

Als er sich entkleidete, fiel sein Blick auf den orangefarbenen Fleck, den das kleine Buch oben auf dem Faltengehäuf der rehfarbenen Decken bildete.

Es war dasselbe Buch, das Hartwig in den Händen des Mannes gesehen.

Die Begierde zu wissen, was der las, befiel ihn. Er nahm das Bändchen, dem das Hinfallen und Umhergeworfenwerden nicht bekommen war und das kaum noch zusammenhing.

Hartwig sah: es war Max Stirners Werk, „Der Einzige und sein Eigentum“.

‚Ein Buch, eines nur, sagt nichts aus,‘ dachte er. ‚Der Zufall kann es in die Hand gegeben haben. Neugier griff danach. Vielleicht gar kritisch ablehnende Meinung. Nein, ein Buch sagt nichts. Man liest viel: zur Vervollständigung von Studien, um Zeitströmungen besser zu verstehen. — Es ist das literarische Interesse, das den Leser antreibt, da und dort eines der dämonischen Worte anzustreichen.

‚Nein, ein Buch sagt nichts aus.

‚Zur bloßen Unterhaltung freilich liest man dieses gerade nicht. Dieses unerhörte, grandiose Verderberbuch . . .

‚Ich hab' es doch auch studiert,‘ dachte er.

Und während so sein Verstand allerlei vorbrachte, blätterte er mit kalten Fingern in dem gelockerten Büchlein.

Und sein Blick blieb zuletzt an dem Wort hängen, neben dem ein scharfer, dünner Bleistiftstrich fast in das Papier gegraben schien: „Mir geht nichts über Mich.“

Zweites Kapitel.

Die Reise war zu Ende. Schwarzgrün, von eilig daherfahrenden Regengüssen überbraust, wogte in großer Bewegung die gewaltige Flut. Der Weststurm peitschte sie der Elbmündung zu, aus der sich ihr in mächtigem Strom die Wasser meerwärts entgegendrängten. Kraft bäumte sich gegen Kraft in wildem Kampf.

Hinter den trüben gläsernen Scheiben des Regens stand kaum erkennbar vor dem zinnfarbenen Himmel der klotzige Kirchtum der Insel Neuwerk wie ein kleiner, aufrecht schwimmender Stöpsel. Die beständig sich verändernden Linien der Riesenwogen, die ihn unmittelbar zu umbranden schienen, riefen für die Augen, die vom Bord des Dampfers aus zu ihm hinüberspähten, die Täuschung hervor, als tauche er bald hinab und bald empor.

Gerade oberhalb der Kirchturmspitze ging am Horizont ein blaßgrauer Querstrich hin. Der zog einem Grenzwall gleich sich entlang zwischen dem unruhvollen Schwall der grüngeströmten schwarzen Wasser und dem jagenden Durcheinander düsteren Gewölks.

Es war die Küste, die, von schwerem Wetter mißhandelt, duldend, matt und bleich auf ihre unruhevolle Nachbarin hinaussah, deren Aufregung sie keine Felsenstirn zu zeigen hatte.

Die ganze Luft war von einer zudringlichen Feuchtigkeit erfüllt. Sie legte ihre großen Tücher um die Schultern der Menschen. Sie wischte mit fatalen, klammen

Händen über ihre Gesichter. Sie schlich sich mit den Atemzügen in die Brust hinein. Alle Gegenstände bestrich sie und machte sie glitscherig und kalt. Sie schlug sich auf dem Estrich nieder und malte alle Farben wasserblank.

Sie kroch hinein in das Schiff und machte sich da so breit, daß alles Behagen erstarb. Und sie war es auch, die den letzten Vorbereitungen zur bevorstehenden Ausschiffung alle Freudigkeit nahm. Es war unter Deck ein erregtes Hasten, ein Durcheinander von laufenden Schritten und ungeduldigen Rufen. Die Sorge um ihr Gepäck machte die Passagiere gereizt. Aller Jubel auf das Wiedersehen der alten Heimat und alle Spannung auf die neuen Eindrücke waren bei Deutschen wie bei Amerikanern einer gewissen Erbitterung gewichen über diese Ungunst des Himmels.

Frau Margritt Alveston saß in ihren Mantel und in eine der rehfarbenen Decken eingewickelt auf eben jenem Platz, wo sie sich am zweiten Abend der Fahrt mit ihrem Jugendbekannten ausgesprochen hatte. Das Schiff stampfte sich so schwer gegen den ausgehenden Strom vorwärts, trotzdem die heulenden Westböen es zu schieben schienen, daß ihr wieder jene flaue, öde Schwäche oberhalb der Nasenwurzel fühlbar geworden war, die sie als Vorboten des Elends kannte. Ihr Mann schickte sie sofort an Deck und sagte ihr, daß er auf alle Sachen ein Auge haben und alles besorgen werde.

Die rauhe Luft, durch die in schrägen kristallenen Linien schwere Tropfen niedersausten, erfrischte sie körperlich sofort. Aber ihr Gemüt blieb still und gedrückt. Ihr war, als sei sie nun schon um eine der heißen Freuden, die sie erwartet hatte, betrogen.

Es war doch Sommer. Man hätte ihn doch fühlen müssen. Margritt wußte ganz gut: er braucht keine Kränze und nicht das Laub der Wälder und das Grün und Gelb der Gelände. Man erkennt sein lachendes Wesen auch draußen auf den Fluten der Meere, wenn der Himmel höher und blauer scheint, wenn die Wogen weißer schäumen

und wenn mit kühn überliegenden geblähten Segeln Jachten mutig sich weit hinaus wagen, in scharfer Fahrt vorm Winde dahinrauschend.

Nun gärte das Wasser schwer und drohend. Die Luft war verdunkelt von den schwarzen Wolken, die, sich niedrig unterm Himmel entlang wälzend, mit dem Schiff nach dem Festland reisen zu wollen schienen.

Und auf die flache Küste sanken die vom Sturm zerfetzten Schleier des Regens hernieder.

Und es war, als sänke mit ihnen aller Mut.

So, furchtsam in den grauen, wilden Tag hinausstarrend, fand Hartwig die junge Frau, als er sie suchte, um für jetzt Abschied von ihr zu nehmen. Ihm selbst war das ganze Wesen schwer. Dieser Regensturm zerpeitschte auch ihm das bißchen halb freudige, halb wehmütige Wiederkehrsensation.

„O, es ist ja noch kein Abschied. Fahren Sie nicht mit uns im gleichen Coupé von Kuxhaven nach Hamburg?"

„Nein."

‚Er weicht, wo er kann, dem Zusammensein mit Mark aus,' dachte Margritt. Sie glaubte, es sei ein wenig die unbewußte Eifersucht des Verschmähten.

„Aber wir werden uns in Hamburg sehen?"

„Ich hoffe es," sprach er.

„Sind wir bald da?"

„In einer halben Stunde etwa. Wir legen am Pier an."

Sie sahen wieder hinaus in die gewaltige Bewegung der hundertfältigen grauen Farbentöne.

Margritt dachte darüber nach, daß nicht nur Hartwig ihrem Mann ausgewichen war — bei Tisch vermied er es fast, sich an der Unterhaltung zu beteiligen —, sondern daß auch Mark seinerseits gar kein Interesse für diesen Jugendbekannten seiner Frau gezeigt. Er hatte am Tage, nachdem Mallinger ihm vorgestellt worden war, gefragt: „Was ist das für ein Mensch?"

Da antwortete sie: „Ein kränklicher junger Privatgelehrter, der seiner Gesundheit lebt und immer nicht dazu

kommt, ein philosophisches Werk, das er herausgeben will, fertig zu schreiben."

„Vermögend?" fragte er rasch mit lebhaftem Aufblick.

„Ich glaube nicht," sagte sie und dachte dann gleich: ‚Gott, das weiß ich ja gar nicht. Er muß doch wohl vermögend sein.'

Aber sie schwieg. Es war ja so gleichgültig. Es war auch im Grunde gleichgültig, daß Mark und Hartwig einander fernblieben.

Es lag nicht viel an dem allen. Hartwig war nur eine Nebenperson in ihrem Leben. Sie hatte Mitleid mit ihm. Er war zuverlässig. Man konnte unbedenklich alle Stimmungen zu ihm aussprechen. Das tat manchmal wohl. Und so hatte sie unversehens in diesen Tagen doch ein Freundschaftsgefühl für ihn bekommen. Aber so sehr war es auf eine unbestimmte weibliche Dankempfindung aufgebaut, daß es nicht einmal die Grenzen ihrer Liebe zu ihrem Manne beunruhigt und ganz und gar nichts mit ihrem eigentlichen Lebensinhalt zu tun zu haben schien.

Über dies alles sann sie flüchtig nach. Und dann dachte sie im voraus an das Wiedersehen mit den Ihrigen, davon nur noch wenige Stunden sie trennten.

Ob es denen zu Hause wohl auch so war, als wasche dieser Regen allen Glanz von dem Ereignis?

Margritt hätte das Heim ihrer Jugend so gern im Sonnenschein wiedergesehen. Sie erinnerte sich nur zu wohl, daß es dessen bedurfte, daß der grüne Garten hinterm Deich voll schwerer Melancholieen schien, wenn der Himmel droben still und grau stand. Sie wußte noch, wie altmodisch das Haus war und wie es ihrer jungen Phantasie einst oft vorgekommen, als habe es ein vergrämtes Gesicht, wie ein Mensch mit zuviel Erinnerungen, der nichts Frohes mehr erwartet. Auch ärgerte sie sich als Halbwüchsige oft, daß ihr altes Familienhaus so weit draußen in einer Gegend stand, in welcher „man nicht wohnte", daß ihr Vater aber hartnäckig an dem Besitz festhielt, der für ihn durch Überlieferungen heilig war.

Aber in New York, wenn sie in den geradezu ungeheuerlichen Einsamkeiten der Riesenstadt sich zerängstigte und inmitten einer von Hunderten bewohnten Kaserne und des nie ersterbenden Lärms in Verlassenheit schwer an den monoton hinschleichenden Stunden trug, begriff sie erst, wie schön es sei, ein Heim mit einem eigenen Charakter zu haben.

Wenn starre Sommerglut staubig und trocken über New York lag und der Himmel einer Milchglasscheibe glich, dann hatte Margritt sich immer lechzend nach dem kühlen Schatten unter den Großväterbäumen des Gartens gesehnt und nach der etwas schweren, feuchten Luft, die nach Wasser roch.

Wie schade nun dies Wetter! Dann kam aus den zu sehr ineinander verfilzten, tiefen Gebüschen des Gartens ein Hauch von moosigem Moder. Die Wipfel der Ulmen wogten und rauschten, auf dem Kiesplatz unter ihnen zwischen den Stämmen war es dann schaurig. Die graue Front des Hauses schien wie begossen. Von den unteren Ecken der Fenster liefen kleine Regen- und Staubspuren herab wie Gramfalten von Mundwinkeln. Das schwarzblaue Barockdach glänzte wasserblank. Und das rote Tuch an der Fahnenstange auf dem Dachfirst war ein nasser Lappen.

Ja, so mußte es heute aussehen.

Wie schade, wie schade!

Keine Festesstimmung draußen. Ob drinnen?

‚Ihr seid willkommen,‘ hatte der Vater knapp geschrieben.

Aber Daniela gab zu diesem kurzen Wort noch allerlei Kommentare: wie man's dem Vater doch anmerke, daß er sich freue und hier und da ein Wort fallen lasse, das verrate, wie er, ohne es sich vielleicht selbst klarzumachen, anfange, stolz auf den Schwiegersohn zu werden. Sie, Margritt, dürfe dem Zusammentreffen mit der glücklichsten Zuversicht entgegensehen.

Es war überhaupt drollig: Daniela schlug ein bißchen

einen Tröster- und Protektorton an gegen die Schwester. Gegen sie, die einst mit der wichtigen Erzieherstrenge, die ältere Schwestern Backfischen gegenüber haben, Daniela noch mit Vorträgen über Wohlverhalten in Dingen der Ordnung und des Betragens angeärgert hatte.

Nun, das lag in den Verhältnissen. Daniela war jetzt erwachsen, lebte mit dem Vater zusammen, auf den sie den üblichen Einfluß zu haben schien, der dem jüngsten Kinde, das am längsten im Elternhaus bleibt, meist wie von selbst zufällt. Es erlebt ja auch zuweilen den Abstieg der Eltern von ihrer Mittagshöhe und ist weniger der Gegenstand ihrer erzieherischen Energieen.

Margritt mußte nun in sich hineinlächeln, als ihre Gedanken bis hierher gekommen waren. Sie fühlte wohl: sie hatte sich ihrerseits auch geradezu brieflich ein wenig unter Danielas Schutz gestellt. Das war alles so natürlich gekommen.

Wie sich das nun wohl im persönlichen Verkehr gestalten würde?!

Sie blickte zu dem Freund empor, der still neben ihr stand und zu dem überregneten Küstenstreifen hinübersah, der nun Steuerbord voraus immer deutlicher heranwuchs.

„Haben Sie noch den Brief Ihres Freundes Wallrode?" fragte sie. „Darf ich ihn noch einmal lesen?"

Ja, so unmittelbar vor dem Wiedersehen. . . . Ihr schien, der ganze Inhalt des Briefes sei ihr doch nicht mehr gegenwärtig und könne ihr nun zu allerlei Sicherheiten verhelfen.

Hartwig trug ihn zwischen andern Papieren noch in der Brusttasche und suchte ihn gehorsam heraus. Er hatte Margritt längst erklären müssen, wer sein Freund Maximilian Wallrode sei: ein Korpsbruder von ihm, der sich vor ein paar Jahren in Hamburg als Rechtsanwalt niedergelassen hatte, ein klarer, gerader, etwas unbiegsamer Mann. Und die junge Frau hatte aus seinen vielleicht von Vorliebe gefärbten Schilderungen schon die Ansicht ge-

wonnen, daß es ein Glück für ihre Schwester Daniela bedeuten müsse, die Gattin eines solchen Mannes zu werden.

Nun las sie mit sehr gesammelter Aufmerksamkeit:

„Mein alter Hartwig!

Du hast mich überrascht. Aber ich freue mich Deines Entschlusses. Du hast so merkwürdig wenig von einer neuen und interessanten Umwelt, stellst zwischen ihr und Dir gar keine Wechselwirkungen her, lebst immer in Dich hinein. Da ist es denn auch am besten, Du kehrst in die Heimat zurück, wenn Deine Gesundheit es jetzt erlaubt. Ich nehme wenigstens an, daß sie es erlaubt, und beglückwünsche Dich. So war der zweijährige Aufenthalt in Kalifornien doch kein vergeblich gebrachtes Opfer.

Du fragst, wie Du mich wohl wiederfändest. Dir in unveränderter Freundschaft gesonnen. Sonst? Mein Lebensgang ist auf dem normalen Weg weitergekommen. Ich habe eine ganz gute Praxis. Zwar die etwas mühselige Kleinpraxis des Anwalts, der sich der ganz großen Öffentlichkeit noch nicht hat bekannt machen können. Ein sensationeller Fall, mir vom Glückswind zugeweht, vermöchte mich in die erste Reihe der großen Rechtsanwälte zu bringen. (Man bildet sich natürlich ein, daß man dahin gehört.) Aber immerhin: was ich habe, ernährt den Mann. Würde auch die Frau ernähren, wenn eine da wäre.

Nicht, daß ich keine möchte oder keine für mich sähe!

Aber ob sie mich wollen wird und ob ich klug handelte, diese Frage mir und ihr schon zu stellen, das ist's, was mich beschäftigt. Ich sage ‚mir und ihr'. ‚Der Esel voran,' schrieen wir einander als Jungens zu, wenn bei einem von uns das liebe Ich zuerst kam.

Hier, meine ich, liegt es so: ehe der Mann sich selbst diese Frage nicht mit unbedingter Klarheit günstig zu beantworten vermag, darf er dem Mädchen gar nicht kommen. Sich einen Korb holen ist hart; aber es ist auch sehr peinlich, ein Mädchen in die Lage zu bringen, daß sie einen Korb austeilen muß.

Dies ist keine kaltblütige Strategie, als die sie Dir erscheinen könnte.

Es ist Vorsicht, die ich in diesem besonderen Fall ihr und mir schulde.

Denn sie ist auch ein besonderes Wesen. (Natürlich! denkst Du. In der Tat, sage ich.) Und auch für nicht in sie Verliebte.

Daß Du mich gewissermaßen zu ihr geführt hast, wird Dich wahrscheinlich zum Parteigänger meiner Wünsche machen. So sind wir ja nun mal. Immer geneigt, einen Bau zweckmäßig zu finden, bei dessen Grundsteinlegung wir die Kelle in der Hand haben durften.

Trotz den mannigfachen gesellschaftlichen Beziehungen, die ich hatte, wolltest Du mich partout noch in den Dunstkreis eines gemütlichen Teetopfes bringen. Und Deine gute Freundin, Fräulein Hanna Engelbert, welche die erste aufrichtige alte Jungfer ist, die ich kennen lernte, denn sie beklagt es alle Tage, daß sie keinen Mann bekam — sie also hat mich an ihren Teetopf und ihr Herz angegliedert.

Da fand ich auch Daniela Engelbert vor, ihre Nichte.

Sie ist ein schönes Mädchen, von jenem Wuchs, den man elegant nennt, weil es ein bißchen pathetisch klingt, wenn man ihn als ‚schlank und hoch' bezeichnet. Ihre Züge sind nicht ganz regelmäßig, aber ungemein ausdrucksvoll. Und Augen hat sie! Augen! Von jenem Graubraun, in dem zuweilen grüne Pünktchen zu glitzern scheinen und die immer glänzen von lebhafter Teilnahme an allem, was sie sehen. Das ist ja sehr gefährlich, denn man ist immer in Versuchung, diesen Glanz etwas auf sich zu beziehen. Sie hat dunkelblondes Haar, das sie nach meinem Geschmack ein bißchen allzu modisch trägt.

Was für ein Leben in ihrem Munde, um ihre Lippen ist, kann ich Dir aber nicht beschreiben. Wenn sie lächelt, scheint er größer, sinnlicher zu werden. Wenn sie schweigt, ist ein kluger Ausdruck um seine schönen Linien. All ihr Temperament, all ihre Unfertigkeiten, ihr ganzes Gedanken-

leben scheint mir sich in ihrer unteren Gesichtspartie noch mehr als in ihren herrlichen Augen auszudrücken.

Ich glaube, sie fühlt starke Intelligenzen in sich, und da sie zugleich viel Phantasie und Feuer hat, so sind undeutliche Empfindungen in ihr, als sei ihr ein erlesenes Schicksal vorbehalten.

Daß ich ihr dies geben kann, bilde ich mir selbst nicht ein. Eine feste Hand und eine tiefe Liebe erscheinen ihr vielleicht als ein Warenhausartikel. Und vielleicht denkt sie, es müsse für sie was Rareres geben.

Möglicherweise bin ich ihr auch zu sehr Arbeits- und Lasttier. Ich muß ja ein bißchen atemlos schuften. Es ist wahr. Aber wer muß das nicht bei uns! Neulich sagte sie: ‚Die jungen Engländer und Amerikaner der guten Gesellschaft arbeiten nicht so proletarierhaft, sie haben mehr Zeit für Flirt und Sport.‘

Wer ergründet junge Mädchen! Man weiß nie: was ist gedankenlos oder lustig aggressiv hingesagt, was ist hartnäckige und unreife Überzeugung. Solche letztere sind ja noch unbeweisbarer und unwiderleglicher wie ein mathematischer Lehrsatz. Der Fermatsche ist dagegen ein Wickelkind.

Zuweilen wieder kommt es mir vor, als wende sich ihr Herz unwillkürlich wie in einer unbewußten Notwendigkeit zu mir. Dann wieder scheint es suchend sich mit der Vorstellung von romantischen Möglichkeiten zu beschäftigen, die irgendwo hinter den Kulissen ihres Lebens auf das Stichwort warten. Und ihre ungeduldige Seele fragt unruhig: wie lautet es?

So sehe ich sie. So steht es. Wahrscheinlich wirst Du es noch so sehen, wenn Du kommst. Und obgleich Du es dann als Wissender siehst, bitt' ich im voraus: sieh es auch als Schweigender. Ich will nicht beraten und nicht ermutigt und nicht getröstet sein. Aus eigenem Erkennen muß ich handeln und still tragen, wenn ich nicht dazu komme, zu handeln.

Depeschiere mir von Kuxhaven. Wenn ich nicht gerade

am Gericht zu tun habe, werde ich Dich an der Bahn empfangen. Für alle Fälle depeschiere mir aber gleich das Hotel mit, wo Du abzusteigen gedenkst, damit ich Dich dort alsbald würde aufsuchen können.

Möge das Wort ‚Heimkehr' Dir Glück bedeuten, alter lieber Junge. Dein Wallrode."

Margritt hatte wieder ein förmliches Vergnügen empfunden, während sie die vielen Blätter Überseepapier las, über die, man spürte es förmlich, eine rasch geführte Feder in energischen Zügen Zeile um Zeile nur so hingefahren war.

„Wie bin ich neugierig auf Daniela," sagte sie, den Brief wieder sorgsam in seinen Umschlag steckend, „aber auch auf diesen Mann. Wenn die Sache Tante Hannas Schutz und Wohlwollen hat, werden sie schon zusammenkommen."

Auch ihre eigene Liebe hatte einst Tante Hannas Förderung erfahren, und sie war es gewesen, die ihren Bruder so leidenschaftlich gepeinigt hatte mit der Vorstellung von den möglichen Folgen seines „Nein", daß er sich endlich zu dem frostigen erbitterten „Ja" entschloß, das für Margritt den väterlichen Segen zu bedeuten hatte.

Im Moment, wo sie Hartwig den Brief zurückgab, heulte ein Mißton von furchtbarer Kraft klagend in die düstere Luft hinaus. Die hohlen Laute, welche die Schiffssirene ein paarmal hintereinander ausstieß, klangen nach Angst und Not. Der Ton fiel Margritt immer auf die Nerven.

Eine Hand berührte ihre Schulter. Frierend und erschreckt fuhr sie zusammen und lächelte dann gleich. Sie hatte über den drei, vier dunkeln langgezogenen Klagerufen ihres Mannes Herantreten nicht gehört.

„Es ist alles fertig," sagte er, „aber bis man angelegt hat und der Arzt an Bord war, kann man sich noch in Geduld fassen."

„Ich danke dir," sprach sie und griff nach seiner Hand, als wolle sie dieselbe streicheln, „so viel Mühe hast du mit dem Gepäck gehabt."

„Aber Kind, das versteht sich doch von selbst! Ich werde doch eine Dame sich nicht so plagen lassen. Margritt wird nie die Demut der deutschen Frau los," wandte er sich lächelnd an Hartwig, „bei uns ist die Frau nicht die Dienerin des Mannes, sie ist sein Schmuck, das müssen Sie doch auch beobachtet haben."

„Ich glaube beobachtet zu haben, daß in allen Kulturländern der Geist einer wahrhaft glücklichen Ehe der gleiche ist: der gegenseitiger Opferbereitschaft und Treue. Im übrigen handelt es sich bei den scheinbaren Verschiedenheiten der Stellung der Frauen wohl nur um Nüancen."

‚Komischer Kerl. Sagt alles immer so wichtig und belehrsam,' dachte Mark Alveston.

Er stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt, die Arme verschränkt, neben dem Stuhl seiner Frau.

„Denke dir," erzählte Margritt, lebhaft zu ihm emporsehend, „Daniela bildet sich ein, die jungen Herren in Amerika und in England brauchten nicht so viel zu arbeiten wie die in Deutschland."

„Die Engländer sind schon ein Herrenvolk. Die Männer der oberen Klassen lassen für sich arbeiten, führen ein seigneurales Dasein. Wir sind noch nicht so weit. Daniela läßt sich täuschen durch die jungen Amerikaner, die sie in Europa müßig gehen sieht. Es ist nur Ferienmüßiggang. Daheim arbeiten sie alle wie Maschinen — rastlos, rastlos vom Morgen bis zum Abend. Aber ich hoffe, in ein paar Dezennien sind wir aus diesem Stadium heraus. Vielleicht, ich hoffe so, werden deine Jungens schon andre für sich arbeiten lassen können. Aber bis man angekommen ist! Harte Sache. Harte Sache," sagte Alveston in sehr gelassener Haltung.

„Ein merkwürdiges Ziel aller Arbeit: die eine Generation plagt sich, damit die andre es nicht mehr nötig hat," bemerkte Hartwig.

„Kein Ziel. Folge, lieber Herr, nur Folge, die sich ergibt. Ziel ist: man will selbst in die Genüsse der herrschenden Stellung gelangen. Wollt ihr denn was

andres? Dies ist, was jeder will. Nur ihr fangt es so töricht an. Bei euch ist mehr Arbeits- als Direktionstalent. Und dann: während ihr keuchend vorwärts strebt, haltet ihr humane Reden und gebt acht, daß ihr euern Nebenmann nicht anstoßt. Wo ihr besser euern Atem und eure Achtsamkeit für euern eigenen Weg verbrauchen solltet."

„Das ist schon wahr: wir erfüllen auch das Erwerbsleben mit ethischem Gehalt. Dies allein gewährleistet die Gesundheit der volkswirtschaftlichen Entwicklung. Eine selbstverständliche Anschauung, die auch euer großer Präsident offenbar teilt."

„Womit Roosevelt der Zeit zu sehr voraus ist," antwortete Mark Alveston temperamentvoll. „Und das fühlt er auch ganz gut. Seine Bücher sind wie Mahnrufe. Man braucht ein Werk wie ‚The ideal American' oder ‚The Conquest of the West' und wie sie alle heißen, nicht zu schreiben, wenn das Volk es nicht mehr nötig hat, daß man ihm noch Moral empfiehlt. Ist das logisch, lieber Herr? Ich sag' Ihnen: wir befinden uns noch teilweise in jener ungeheuern Bewegung, wo der Intelligente die Pflicht hat — ich sage: die Pflicht, lieber Herr! —, sich nach vorn, nach oben zu drängen, durchaus auf Kosten des Nichtintuitiven, um ihn, den der Allgemeinheit ganz Unnützen, womöglich auszuschalten aus dem Kampf. Und weil dies das Prinzip ist, sind wir auf dem Wege, ein Elitevolk, das erste der Welt, zu werden. Ich brauche doch wohl nicht erst Buckle zu zitieren. Auch er stellt fest, daß sich bei der ersten Ausbildung der Gesellschaft Reichtum ansammeln muß, ehe die Wissenschaft beginnen kann. Er nennt Ansammlung von Reichtum eine soziale Verbesserung. Natürlich sind wir über die frühesten Stufen der Ausbildung der Gesellschaft längst hinaus. Sind aber doch noch auf einer frühen. Dreihundert Jahre sind kein Reifealter. Ich kann nicht mehr als einen Übergangszustand anerkennen. Die Gärung ist noch nicht beendet, die Gesellschaft noch nicht sicher fundiert. Wer Fähigkeiten in sich fühlt, bedarf noch seiner Ellbogenkraft und kann

nicht wie bei euch beschaulich und begnügsam warten, ob das schematische Aufrücken in seinem Beruf ihn einmal an die Spitze bringt. Ihr kennt ‚Vordermänner‘, ‚Nebenmänner‘. Bei uns heißt es: Ich kenne nur Mich.“

‚Nun ist er bei seinem Lieblingsthema,‘ dachte Margritt, die immer wie von einer ihr selbst unerklärlichen Unruhe befreit war, wenn ihr Mann sich gut zu unterhalten schien. Schien er es nicht, kam sie sich schuldig vor.

Hartwig dachte gewissenhaft nach, ob dieser Mark Alveston auch im richtigen Zusammenhang Buckle zitiert habe oder ob die Zitate umgebogen worden seien, um in Alvestons Behauptungen hineinzupassen. Um aber nicht stumm zu bleiben, sagte er: „Das ist Kampf aller gegen alle.“

„Fassen Sie denn das Leben als etwas andres auf? Über der Pforte unsrer Zeit steht: Verwerte dich.“

„Nun zitieren Sie Stirner,“ meinte Hartwig.

„Freilich. Man kann ihn geradezu den Philosophen des Amerikanismus nennen. Kühn und klar wie er denkt.“

„O nein,“ sagte Hartwig mit heißem Kopf, „nur den einer gewissen Strömung dort, den eurer Trustleute mit der kapitalistischen Tendenz. Wenn das Stirnersche Wort: ‚Wozu ich die Macht habe, habe ich das Recht‘ wirklich den Geist des Amerikanismus ausdrückte, wäre der Staat auf dem Rückweg zum Sklavenstaat, und es würde bald bei Ihnen sein, wie es einst in Indien war: es gäbe nur Nabobs und Parias.“

„Wer weiß, ob das nicht immer der der Menschheit gemäßeste Zustand wäre,“ meinte Alveston lächelnd, und Hartwig wußte nicht, ob er spaßte oder ernsthaft stritt. „Übrigens, wenn jemand mit Stirner das sagt: ‚Wozu ich die Macht habe, habe ich das Recht. Ich entscheide, ob es mir das Rechte ist‘, dann muß er sich auch erinnern, daß Stirner fortfährt: ‚Möglich, daß es darum den andern noch nicht recht ist; das ist ihre Angelegenheit. Nicht meine. Mögen sie sich wehren.‘ Aus dem Sichverwerten und dem Sichwehren besteht ja schließlich das ganze Dasein.“

Margritt sah Hartwig mit dem deutlichen Ausdruck

einer Frau an, die stolz auf ihren Mann ist, für den sie Beifall sucht.

Hartwig wußte ja ganz gut: man streitet über Theorieen. Das sind alles nur Redensarten. Wortgeräusch. Aber was dieser Mann sagte, reizte ihn immer. Die letzten Äußerungen mehr als alles, was er bisher von ihm gehört. Vielleicht besonders, weil er es immer wieder spürte: Margritt war wie geblendet von ihrem Mann; er schien eine förmliche Suggestion auf sie auszuüben, so ganz hing sie von den wechselnden Lichtern seines Wesens ab.

Er wollte etwas entgegnen, aber weil er nicht so unbedenklich und spielerisch mit den Worten umzugehen wußte, auch etwas von Inhalt zu sagen wünschte, dachte er ein paar Sekunden schwerfällig nach.

Darüber kam er zu gar keiner Erwiderung mehr, denn die Sirene stieß einen neuen Heulton in den Regen.

Der Dampfer hatte inzwischen mit Vorsicht seinen ungeheuern Körper näher ans Land und endlich an den Pier geschoben. Er schien seines Stolzes beraubt. Er ließ mit sich herumhantieren wie ein Hilfloser, der sich in einer ihm nicht gemäßen Lage befindet. Hinten an seinem Kiel strudelten weißschäumige Wasserwirbel.

Die nasse Luft war von tausend Lärmtönen erfüllt. Die Blechfanfaren, mit denen die Musikstewards das Heimatsufer anbliesen, zitterten eindringlich daher. Laute Kommandorufe pochten auf.

Man konnte wirklich kein Gespräch weiterführen. Margritt erhob sich.

„Adieu," sagte sie, „adieu und auf Wiedersehen!"

„Noch nicht adieu . . . es dauert noch lange, bis man von Bord kann."

Aber Hartwig fand doch keine Gelegenheit mehr, sich zu Margritt Alveston zu gesellen. Er ging nun, um nach seinem Handgepäck zu sehen.

Nachher bemerkte er Margritt inmitten der Gruppe von Herren, die ihre Tischgenossen gewesen waren. Auch Mark Alveston sah er noch einmal von fern. Der ver-

abschiedete sich gerade von der imposanten Sängerin. Sie war eng in einen hellen Regenmantel geknöpft, hatte einen kokett-einfachen Strohhut auf und lächelte den Mann zärtlich an. Er führte ihre weiße, fleischige, mit sehr vielen Ringen geschmückte Hand langsam, merkwürdig, bedeutungsvoll langsam an die Lippen.

Dann begann auch schon die Menge von Bord zu strömen und sich der nahen Eisenbahnhalle der Hamburg-Amerika-Linie zuzuschieben. Regenschirm stieß an Regenschirm. Es war wie ein Stückwerk von dunkeln Dächern. Und darunter wehten Schleier, und Hände hielten Hutränder fest.

Der Regen sauste vor dem Wind her und klatschte den Drängenden gegen die Seite.

So kämpfte sich jeder dem bißchen Behagen entgegen, das man dann erst im Zuge wiederfand.

Der eilte durch das verschlammte Land. Er ließ die brausenden, schwarzgrün geströmten Wasser und die düsteren Wolkenfetzen hinter sich, schien ihnen zu entlaufen, einem helleren Horizont entgegenzurasen.

Im Zuge war es lebhaft. Das Gefühl, auf festem Lande, dem nächsten Ziel sehr nah zu sein, erhöhte allen Reisenden offenbar die Lebensempfindung.

Hartwig hatte beobachtet, daß er in demselben Wagen mit den Alveston saß. Aber er wollte gar nicht mehr mit Margritt sprechen, nein, er wollte nicht.

Aus der Stimmung, die unverkennbar im Zuge herrschte, wirkte etwas auf ihn hinüber, das ihn erbitterte und bedrückte. Er empfand, daß gewiß auch Margritt sich in so erhöhten Erwartungsgefühlen der Stunde hingäbe, und dachte, daß im tiefsten Grunde er selbst es sei, der diese Gefühle inniger verstehen und teilen würde mit ihr, als ihr Gatte.

Er machte sich nichts vor: sie liebte diesen ihren Gatten! Das hatte er ja beobachten und erkennen müssen.

Aber sie war nicht sorglos glücklich in ihrer Ehe. Das hatte er auch erkannt.

Litt sie vielleicht unter Eifersuchtsanwandlungen? Witterte sie hinter der geschmacklosen und merkwürdig unverhüllt begehrlichen Art, in welcher Alveston sich mit der Sängerin beschäftigte, ernstliche Treulosigkeiten?

Oder gab es in dieser Ehe noch andre Geheimnisse?

‚Ich werde es eines Tages wissen,‘ dachte Hartwig entschlossen und drohend.

Die Stunden rannen langsam. Der Himmel ward heller, der Wind riß seine graue Decke in große Stücke, so daß blaue, bizarre Streifen sichtbar wurden, wie zwischen zerberstenden Eisschollen willkürliche und sich immer verändernde Wasserbänder erscheinen.

Der Zug brauste durch den Harburger Bahnhof und zwischen den Gitterwänden der großen Elbbrücke hin. Er fauchte durch das grüne, tiefe Marschland der Insel Wilhelmsburg. Die Vorposten der großen Stadt erschienen. Gebäudekomplexe, aus deren Mitte die dünnen, kahlen Rundsäulen der Schornsteine ragten, oben aus ihrem Munde gewölkten, grauen Atem ausstoßend, den der Wind gleich an sich riß. Nüchterne Häuserreihen, Fragmente künftiger Stadtteile erhoben sich unvermittelt aus Wiesengründen an ganz neuen Straßenzeilen, die hell und frisch gleich nicht dahingehörigen Tressen auf dem alten Gewand der Mutter Erde hafteten. Dann sah man in die zusammengedrängten Gassen eines häßlichen, kohlenüberstaubten, älteren Vororts hinein. Und abermals glitten die tausend sich überschneidenden Linien eines Brückengitterwerks an den Wagenfenstern vorüber. Tief drunten aber in düsterer Ockerfarbe strömte mit mächtigem Schwall die Elbe.

Langsamer ward die Fahrt; zwischen stummen und leeren Wagen, die vom Verkehr auszuschlafen schienen und rechts und links die Geleise besetzten wie Reservetruppen, glitt vorsichtig der Zug hinein in den Hannoverschen Bahnhof.

Hartwig stand im Korridor seines Wagens und sah hinaus. Er entdeckte noch nichts von seinem Freunde. Vielleicht übersah er ihn in der Menge. Der Bahnsteig war so voll von Menschen. Die einen liefen neben Wagen

entlang, in denen sie Erwartete sahen. Andre blickten suchend umher, alle hinderten einander. Winkende Hände erhoben si[illegible]

N[illegible] für ihn keine . . .

Er blieb als letzter im Korridor und sah vom Fenster aus, wie Margritt weinend in die Arme der Ihrigen sank.

Da stand der alte Herr Engelbert: immer noch der etwas hagere, aufrechte Mann mit seinem bartlosen, klugen Kopf. Er nahm das Gesicht der Tochter zwischen seine Hände, sah sie an, ernst und seine Rührung gewaltsam bezwingend, und küßte dann ihre Stirn.

Da war auch Tanta Hanna, seine Schwester, in all ihrer fröhlichen Lebensenergie, mit ihrem merkwürdigen Widdergesicht. Sie hatte so große, ovale Braunaugen, die ein wenig schräg standen, und eine lange Nase, die mit sehr geradem Profil doch zu dicht ans Gesicht gedrückt schien und durch große Nüstern auffiel. Da nun auch ihr Mund nicht eben klein war, bei sehr schmaler Oberlippe, so drängte sich diese Widderverwandtschaft der Züge jedem auf.

Temperamentvoll und glückselig umarmte Tante Hanna die Nichte und ließ sich vom Neffen die Hände küssen.

Zuletzt erst fiel Margritt ihrer Schwester um den Hals.

„Ja,‘ dachte Hartwig, ‚die ist schön geworden . . .‘

Wallrodes Beschreibung schien zu stimmen.

Die Schwestern rissen sich aus ihrer kurzen und leidenschaftlichen Umarmung und trockneten sich mit raschen Gebärden die Tränen. Während Margritt sich wieder ihrem Vater zuwandte, begrüßte Mark Alveston seine junge Schwägerin. Er schien von ihrem Anblick fast betroffen und sagte offenbar lächelnd etwas sehr Schmeichelhaftes. Denn Hartwig sah, daß Daniela errötete.

In diesem Augenblick kam der große blonde Rechtsanwalt Wallrode in Sicht. Er schritt sehr eilig die Wagenreihe entlang, aus der noch immer Gepäckstücke gereicht wurden und einzelne Reisende stiegen. Fräulein Hanna Engelbert erwischte ihn und begrüßte ihn mit Intimität. Er verbeugte sich ein wenig zu befangen-respektvoll vor

Daniela — ‚mit der Unfreiheit der Liebenden', dachte der Beobachter hinter dem Fenster —, wurde rasch vorgestellt und schien etwas zu fragen. Margritt deutete auf den Wagen zurück, den sie vor zwei Minuten verlassen hatte Darauf sah Wallrode freudig und suchend nach den Fenstern und auch Fräulein Hanna machte eine Bewegung der angenehmsten Überraschung.

Hinter dem Glase winkte Hartwig, schleppte an seinem schweren Handkoffer und traf dann mit Wallrode zusammen. Die erste Umarmung wurde ein wenig behindert durch das Gepäckstück, gegen das Hartwig mit den Knieen stieß, und der Freund mußte es dem immer etwas Hilflosen erst aus der Hand nehmen, ehe man sich recht begrüßen konnte.

Es wäre aber Fräulein Hanna ganz unmöglich gewesen, einen lieben Bekannten, den sie auch einmal begönnert hatte, unangeredet zu lassen. Während ihr Bruder mit seiner ältesten Tochter und Mark Alveston mit Daniela nun dem Ausgang der Halle zuschritten, wartete sie ab, bis Wallrode und Mallinger sich erst einmal angeguckt und nach Freundesart wohlwollend und zustimmend einander auf den Rücken geklopft hatten, als wollten sie sagen: „Na, da bist du ja — und noch der alte famose Kerl. . . ." Dann trat sie rasch und rauschend und stattlich heran und streckte Mallinger die Hände entgegen.

„Doktor Mallinger! Lieber Freund! Nein, so etwas! Und wie ich mich freue! Bleiben Sie in Hamburg? Natürlich, Sie bleiben! Wir lassen Sie nicht fort. Und Sie kommen zu mir, bald, so oft Sie wollen. Bei mir hat sich nichts verändert, gar nichts. Weder die Gesinnungen, noch das Vergnügen daran, sie beweisen zu dürfen. Also ja — auf Wiedersehen."

Der Rechtsanwalt Wallrode, obgleich er zurzeit ihr erklärter Liebling war, bekam für heute nur ein etwas flüchtiges Kopfnicken. Als Hartwig dankbar alles versprochen hatte, eilte sie davon, den Ihren nach.

Diese Lebhaftigkeit war Hartwig entgegengeflutet wie eine Wärmewelle. Er wußte ja: es war echt.

„Das hat mich nun gefreut," sagte er.

Sie gingen zusammen jetzt endlich auch dem Ausgang zu.

„Ja, Tante Hanna ist ein köstlicher Mensch. Es ist ein Vergnügen, ihr Schützling zu sein. Sie vergißt aber auch nie über dem, der gerade vor ihr im Glanz aller denkbaren Männertugenden steht — im Moment sieht sie mich als Numeroeinsmenschen, — nein, sie vergißt darüber nie die, für die sie früher geschwärmt und sich aufgeopfert hat. Und diese Frische, diese Naivetät, mit der sie selbst von ihren zärtlichen Talenten spricht und sie in Freundschaftsekstasen auslebt! Nur ganz selten kommt's einem zum Bewußtsein, daß da eine melancholische Unterströmung ist. Wenn man denkt, wie viel mütterliche, wie viel frauliche Kräfte da ungenutzt versiegen mußten, nur weil es der Natur beliebt hat, diesem ganz und gar weiblichen Wesen ein so geheimnislos, reizlos häßliches Gesicht zu geben."

‚Er spricht so weitläufig über das alte Fräulein Engelbert, damit ich nicht von dem jungen Fräulein Engelbert anfange,' dachte Hartwig.

Am Wagenschlag kam die Frage „wohin" auf. Hartwig wollte erst in den „Hamburger Hof" fahren, sich aber alsbald eine Pension suchen, denn es war sein Vorsatz, den Sommer über und vielleicht länger in Hamburg zu bleiben.

„Ich denke, eine Hochstation in der Schweiz war dein Plan," sagte der Freund überrascht.

„Ich habe mich anders besonnen," erklärte Hartwig kurz. Der Ton, der jede Nachfrage verbieten sollte, ließ von selbst wichtige Gründe für die veränderte Entschließung vermuten.

Wallrode fragte auch nicht. Er hatte längst aus allerlei kleinen Seufzern und Randbemerkungen Tante Hannas erraten, daß Hartwig einst in leidenschaftlicher Schwärmerei Margarete Engelbert ergeben gewesen war. Nun hatte er auf der Überfahrt seine Jugendliebe wiedergesehen. Vielleicht waren daraus Gemütszustände erwachsen, die ihm

hart zu schaffen machten. Vielleicht hatte sich's erwiesen, daß diese Liebe doch wie eine Palimpsestschrift war, die scheinbar verlöscht, von vielen neuen Zügen überschrieben, dennoch wieder zum Vorschein kommt, wenn das rechte Reagens sie berührt. Und er war nun zu schwach, um sich aus der Umwelt der geliebten Frau ganz zu entfernen, war einer von denen, die ihre Qualen lieben, aus ihrer Hoffnungslosigkeit einen Lebensinhalt machen, so im letzten Grunde das Verneinende in ein Bejahendes verwandelnd. Nun, jeder muß sehen, wie er mit sich fertig wird. Und Hartwig wäre ja nicht der erste, dem eine unglückliche Liebe ein Surrogat für eine glückliche bedeutet hätte.

Aber er wollte natürlich nicht daran rühren. Und weil sie nun bestrebt waren, einander von gewissen Fragen fernzuhalten, klammerten sie sich ein wenig an das Gespräch über „Tante Hanna".

Sie fuhren durch die Straßen, deren unruhevolles Leben noch merkwürdig im Eindruck gesteigert schien, weil die Beleuchtung von krassem Wechsel war. Breit und milde lag zuweilen Sonnenschein auf dem Fahrdamm und wärmte die Hausmauern. Dann auf einmal zuckte er fort, und wie Vorspiel nahenden Unheils fielen düstere Schatten hinein in die Stadt. Die jagende Unrast der Wolken am Himmel spiegelte sich auch in den Fluten wider. Bald glitzerten sie großschuppig von tausend gelbsilbernen Brennpunkten auf den metallisch glänzenden gelbbraunen Wogen, bald schienen sie schwärzlich, kalt, drohend. Fern stand, vom Dunst der Hafengeschäftigkeit umnebelt, der wipfellose Wald der Masten. Das Leben auf der Wasserstraße schnaufte mit eiligen Verkehrsbooten dampfend und pfeifend hin und her. Die Kirchtürme, die sich da und dort, nah und weit, weit weg aus dem Häusergebreite hoben, standen wie hinter dünnem Flor.

Sie kamen ins Hotel. Und es fand sich, daß sich Wallrode Zeit zurecht gelegt hatte, um mit dem Freund speisen zu können.

Hartwig freute sich neidlos an der Erscheinung des

andern. Er war nicht geradezu ein schöner Mann. Aber eine klare Sicherheit war in seinem Gesicht. Er hatte offene Züge, männlich und freundlich. Der kleine blonde Schnurrbart war nach englischer Mode geschnitten, das blonde Haar an der Seite gescheitelt. Die bräunlichen Augen blickten rasch, fast scharf, es waren eben Beobachteraugen.

Es schien aber gerade, als müßten sie sich erst wieder ineinander einfügen, aufeinander abstimmen mit der Art ihrer Wesen, ihrer Mitteilsamkeit, ihres Schweigens, ihrer Interessen. Wie man zwei auseinander gefallene Stücke mit den Bruchrändern versucht wieder zusammenzupassen.

Sie spürten ein wenig die Mühseligkeit, die auf einem Wiedersehen nach langer Trennung lasten kann, wenn die erste Aufwallung der Freude abebbt und das Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb der gleichen Umwelt noch nicht hat wach werden können.

Und so kamen sie wieder und wieder auf „Tante Hanna" zurück. Diese hatte über ihren Persönlichkeitswert hinaus ja auch den einen Reiz, daß man von ihr sprechend, wie von selbst bei den beiden Schwestern war, ohne geradezu sie zu nennen.

Sie saßen einander gegenüber hinter einer der mächtigen Glasscheiben im Restaurant Kempinsky und aßen. Draußen lag im feinen Duft des nahenden Abends das große viereckige Bassin der Binnenalster, und der Verkehr der flinken kleinen Dampfer lief eilig kreuz und quer darüber hin. Auf dem Kai des Jungfernstiegs war es voll von Menschen. Fern schloß die Lombardsbrücke im Zuge grünender Anlagen dies Bild voll Größe und Anmut ab, in welchem so merkwürdig die Linien eines Idylls sich mit denen grandiosen Weltlebens ineinander zogen.

Da fragte in einer der wiederkehrenden Pausen Hartwig, ob denn „Tante Hanna" immer noch auf dem Glockengießerwall wohne.

„Ja. Obschon er aus einer stillen, vornehmen, einseitigen Straße mit dem grünen Gegenüber hübscher An-

lagen so ziemlich der lebhafteste Punkt von Hamburg geworden ist durch den Hauptbahnhof, den man da hingesetzt hat. Fräulein Hanna sagt: solange sie lebe, ziehe sie nicht mehr fort, ihre Erben könnten dereinst das Haus zeitgemäß verwerten. Sie würde Veränderungen nicht ertragen. Jedes Fleckchen ihrer Wohnung sei sozusagen von Erinnerungen imprägniert. Das sei ja eigentlich ihr einziges bißchen Glück. Sie sähe nicht ein, aus welchen Rücksichten sie sich das verkümmern lassen solle. Und darin hat sie doch unbedingt recht. Aber da fällt mir ein: nebenan von Fräulein Engelbert ist eine Pension — o, es sind mehrere am Glockengießerwall, von der Zeit her, wo's da noch idyllisch war. Such dir da was. Dann bist du Tür an Tür mit deiner Gönnerin."

Dieser Gedanke gefiel Hartwig. Unterm Weiteressen sagte Wallrode dann: „Das hat sie mit ihrem Bruder gemeinsam: dies konservative Gefühl für die gewohnte häusliche Umgebung."

„Sie wohnen ja wohl eigentlich über ihre Verhältnisse? Das dacht' ich früher manchmal," meinte Hartwig.

„O nein. Sie wissen sich nur von dem Bewußtsein freizuhalten, daß die Werte ihrer Wohnungen sich verändert haben. Vor dreißig Jahren waren diese ihren Einkünften gemäß. Nun wollen sie für ein bloßes Stück Geld, dessen sie bei ihren maßvollen Lebensgewohnheiten gar nicht bedürfen, sich nicht die Stätten ihrer teuersten Erinnerungen zerstören lassen."

Wallrode vertiefte sich mit geradezu verteidigendem Interesse in diese Erwägungen.

„Fräulein Hanna," sagte er, „hat bei der Erbteilung vor etwa zwanzig Jahren das Stadthaus bekommen. In ihm hat sie ihre ersten ‚Winter' verlebt mit den tausend glückseligen Hoffnungen und Einbildungen der Jugend. Sie hat in dem Haus ihre Puppe, ihren Beruf; es gibt ihr so was wie eine Frauenstellung, daß sie seine Besitzerin ist; sie mag sich gar kein Leben denken, als eines, das sich in seinen Mauern abspielt. Das Haus ist ja nur schmal,

mit seinen drei Fenstern Front kann es allein nie ein Objekt für einen Bauunternehmer sein. Ihr und ihren Nachbarn rechts sind zusammen schon gute Kaufangebote gemacht. Aber Fräulein Hanna will nicht. Vielleicht zum Ärger ihres Nachbarn, der auch nicht verkaufen kann, so lange sie nicht will."

Wallrode war nun einmal ein Parteigänger dieser Gemütsbedürfnisse. Er verstand auch, warum Herr Engelbert sich an seinen alten Besitz klammerte.

„Engelbert hängt erst recht an seinem Haus. Einst war dies ja nur das Gartenhaus der Familie, weit draußen am Ausschlägerelbdeich. Aber schon der Großvater hat es solid ausbauen lassen, weil sich die Notwendigkeit eines Nebenkontors da draußen erwies. Da waren die Lagerplätze der Firma. Da ankerten vorm Deich die Oberländerkähne, um die fremdländischen Hölzer aufzunehmen, die D. F. Engelbert importierten. Der Juniorchef mußte immer draußen wohnen. Unser Freund Engelbert aber blieb dort hängen. Als sein Vater starb, war die junge Frau Engelbert schon vorangegangen, etwa ein Jahr nach Danielas Geburt. Engelbert hat der Toten eine hartnäckige Treue bewahrt. Man nennt das Treue. Vielleicht ist es nur eine Unbiegsamkeit und Unausdehnbarkeit des Wesens. Kurz und gut: er mochte das Haus, in dem er sein Glück, oder vielleicht sein Familienbehagen, genoß, nicht mehr verlassen. Nun ist die Stadt bis dort hinausgewachsen. Es ist Fabrik- und Erwerbsgegend geworden. Der Grundwert mag sich mindestens verdrei- oder vervierfacht haben. Aber mit dem Gemisch von Hochmut und Gemüt, das dem alten Hanseaten prachtvoll steht, sagt Engelbert: ‚Was geht das mich an.'"

„Man darf sehr gespannt sein, wie Mark Alveston und die Menschen und Verhältnisse aufeinander wirken," sagte Hartwig.

„Glaubst du, daß er als ein sehr fremdes Element hineinkommt? Herrn Engelbert, der seinerzeit die Heirat nicht gern gesehen haben soll, mochte ich nie nach seinem

Schwiegersohn ausfragen. Aber Tante Hanna schwärmt für ihren angeheirateten Neffen."

Hartwig lachte etwas ärgerlich auf.

„Hast du schon mal gesehen, daß Fräulein Hanna für jemand nicht schwärmt, der ihr ein bißchen schlau den Hof zu machen versteht?"

Wallrode war ja nicht eifersüchtig auf diesen Mark Alveston. Er konnte also gutgelaunt lachen; er schenkte dem Freunde das Rotweinglas wieder voll und gab die Tatsache zu, daß Fräulein Hanna Engelbert ein erstaunlich großes Herz habe. Sie pflegte in humorvoller Selbstkritik denn auch zu sagen: „Die Million meiner Liebe wollte keiner, nun verausgabe ich mich in lauter Gefühlskleingeld."

Er wollte dann von Hartwig allerlei über Mark Alveston hören.

Dieser Wunsch war begreiflich. Von einem Mann, mit dem man sich zu verschwägern hofft, läßt man sich gern erzählen.

„So viel ich weiß," sagte er, „hatte Herr Engelbert nur Bedenken gegen die Heirat, weil er fürchtete, Mark Alveston werde nicht von Liebe, sondern von Geldinteressen geleitet. Und dazu kam er eigentlich nur durch den Umstand, daß Alveston damals keine festen Einkünfte nachweisen konnte. Und vielleicht auch durch die Tatsache, daß gute Bekannte sich einmischten und Engelbert vorschlugen, das Erbteil der Tochter vorweg auszuzahlen, um dem Schwiegersohn eine Teilhaberschaft an einem kleinen, aber soliden alten Hamburger Bankhaus zu ermöglichen. Und solche Charaktere wie Engelbert, die mehr Sparer als Erwerber sind, werden ohne weiteres gereizt durch derlei Vorschläge. Aber nun hört man, daß mit dem Glück, das Alveston gemacht hat, sich der Sinn des Vaters erweichte."

„Sehr viel kann ich dir nicht von Mark Alveston sagen. Ich habe mich nicht in seine Intimität gedrängt. Nur das habe ich wohl begriffen, daß die Rockefeller und Gould

ihm vorbildlichere Erscheinungen zu sein scheinen als Theodore Roosevelt,"

„Midaswünsche?"

„Ungefähr."

„Hm. Wenn er die Fähigkeiten und die Zähigkeiten dafür hat!" meinte Wallrode. „Es gibt eben zwei Sorten Amerikaner. So 'ne und so 'ne. Und im ganz großen Maßstabe Gold in seine Hand zu bekommen, dazu gehören auch ganz besondere, sehr einheitliche und ungeheuer konzentrierte Intelligenzen und Willenskräfte. Sie können mir unsympathisch sein, aber mein Verstand muß ihnen seine Verbeugung machen."

„Ich glaube nicht, daß Alveston diese starre Einheitlichkeit und Konzentration hat."

„Du hast ihn zum Objekt psychologischer Studien gemacht?" fragte der Freund und dachte mitleidig: ‚Von Eifersucht getrieben und getrübt'. Und erwartete eine sehr abfällige Darlegung. Aber Hartwig blieb karg in seinen Mitteilungen. Er sagte nur: „Man hat so seine Empfindungen. Die kann man schwer erklären und beweisen."

Dabei kam ihm das Gefühl, daß Wallrode ihn für vorurteilsvoll oder gar für gehässig halten könne. Aus der Vorsicht, mit der sein Freund vermied, Frau Margritt zu erwähnen, schloß Hartwig, daß seine Liebe ihm nicht unbekannt geblieben sei. Natürlich! Tante Hanna in ihrem überfließenden Mitleid und in ihrer Gesprächigkeit. . . . Er setzte deshalb hinzu: „Ich glaube, daß Alveston in seinem eigenen Temperament einen Feind und Hemmungen hat. Zu dem, was er zu wollen scheint, braucht man eiserne Festigkeit. Eiserne — das heißt auch kalt — was? Das ist wie von selbst darin."

Der Freund dachte aber doch: ‚Vorurteile, verzeihliche Vorurteile,' denn er hatte so viele andere Stimmen gehört.

Die Lobpreisung Tante Hannas allein wäre nicht zu rechnen gewesen. Aber Daniela hatte oft erzählt: „Meine Schwester ist sehr glücklich, sie liebt nicht nur ihren Mann

leidenschaftlich, sie ist auch stolz auf seine geschäftlichen Erfolge.“ Herr Engelbert äußerte noch kürzlich, daß sein Schwiegersohn mit einer nur in Amerika möglichen Raschheit vorwärts käme.

„Immerhin scheint Mark Alveston schon auf dem Wege zu großem Vermögen. Dies Unternehmen, in dem er Terrainspekulationen mit der Erschließung neuer Naphthaquellen auf das glücklichste verbunden haben soll, läßt sich ja enorm an.“

„Was weißt denn du davon?“ fragte Hartwig so überrascht, daß er sein Glas, das er gerade zum Munde hatte führen wollen, in halber Höhe festhielt.

„Tante Hanna hat mir davon gesprochen. Sie hat ihrem Neffen einen Teil ihres Vermögens überwiesen, um sich an der Sache zu beteiligen.“

Hartwig setzte mit so hartem Auftrumpfen sein Glas hin, daß der Rotwein fast überschülpte.

„Und daran hast du sie nicht verhindert?“

Wallrode zuckte die Achseln.

„Sie hat mich nicht gefragt. Sie hat es mir auch nicht in meiner Eigenschaft als Anwalt anvertraut. Gerade gestern abend hat sie es mir erzählt, gewissermaßen stolz. Sie kam sich ganz modern vor, daß sie ihr Geld nicht mehr allein in hamburgischen Staatspapieren angelegt habe. Es war auch halb unter Diskretion gesagt, denn sie äußerte: ‚Meinem Bruder und der Verwandtschaft binde ich das nicht auf die Nase, denn die haben Vorurteile. Der meint immer, daß Damen, die von ihren Renten leben, nur Hypotheken unter der Hälfte des Brandkassenwertes oder mündelsichere Staatspapiere haben sollten.‘ Darin kann man Herrn Engelbert nur recht geben. Aber Tante Hanna sagt, das sei ja im Grunde eine Anlage in Hypotheken. Sie hat für ihre hunderttausend Mark, die sie Alveston vor einem Jahre hinüberschickte, eine Art Hypothekenbrief bekommen, der ihr bestätigt, daß ihr Geld an erster Stelle auf den Grundbesitz eingetragen ist. Sie bekommt anstatt vier Prozent, wie

in Deutschland der Durchschnitt ist, acht Prozent. Das schmeckt ihr auch. Denn du weißt wohl, in ihrem Budget ist jeder Groschen eingeteilt. Es geht ihr wie Tausenden. Vor zwanzig Jahren war ihre Rente eine sehr gute Einnahme. Der Geldwert hat sich verändert. Jetzt heißt es genau rechnen, wenn man angenehm auskommen will. Fräulein Hanna sagt: ‚Vor fünfzehn Jahren konnte ich noch reizende kleine Diners geben. Jetzt lad' ich zu bescheidenem Abendessen ein.' Ich denke mir sogar, daß es eine Art der Dankbarkeit von Alveston ist, daß er von Tante Hanna Geld auf seine Grundstücke nahm, nur um ihr die höheren Zinsen zuzuwenden."

„Hat man sich denn genau nach den Grundstücken erkundigt?"

„Die Liegenschaften befinden sich in Texas, höre ich. Und Geld an erster Stelle ist natürlich drüben ebenso sicher wie solches hier. Wir sind in Deutschland darin immer noch 'n bißchen rückständig, daß Anlagen im Ausland für uns den Beigeschmack von etwas Gefährlichem, Schwindelhaftem haben. In diesem Punkt können wir von den Engländern lernen."

„Durchaus," sagte Hartwig, „nur Mark Alvestonsche Gründungen würde ich mir nicht dazu aussuchen."

Er stand auf.

„Komm. Laß uns zahlen und gehen. Wir haben so viel von Herrn Alveston gesprochen, daß ich als Gegenwirkung ein bißchen Wiedersehenssentimentalität brauche.... Wir wollen einen Wagen nehmen und rund um die Alster fahren. ... Du weißt nicht, wie der blaue Dämmerduft, den die ersten Laternen durchglühen ... wie der durchwebt ist von Erinnerungen für mich."

Seine Stimme bebte. Und es schien, daß die „Wiedersehenssentimentalitäten", kaum daß er sie heraufbeschworen, sein Gemüt auch schon ganz und gar erfüllten.

Drittes Kapitel.

Daniela ging durch die Zimmer und stellte die Gläser und Vasen auf, die sie mit frischen Blumen gefüllt hatte. In einer halben Stunde konnten die Gäste kommen. Ihr Vater hatte von der näheren und weiteren Vetternschaft zwanzig Personen zu Tisch geladen. Der nicht ausgesprochene, aber von allen herausgefühlte Zweck dieses festlichen Mahles war, der Familie zu zeigen, daß Herr Engelbert sich mit der Heirat seiner Tochter vollkommen ausgesöhnt habe und die zum Besuch Anwesende mit ihrem Gatten zu feiern wünsche.

So konnte Daniela wohl guter Stimmung sein. Sie hatte immer unter der mißtrauischen und vorurteilsvollen Haltung ihres Vaters gegen den fernen Schwiegersohn gelitten. Sie liebte ihre einzige Schwester mit der gesteigerten Kraft, welche die Trennung gibt. Sie fühlte sich ihr so vereint, wie man es nur über die Ferne hin kann. Keinerlei kleine Alltags-Meinungsverschiedenheiten konnten zwischen ihnen entstehen und ihr Geschwistergefühl sinken machen. Sehnsucht und Phantasie hatten mit der Entfernten den natürlichen Kultus getrieben.

Sie folgerte: ‚Margarete hat den Mann geheiratet, den sie liebte, sie ist mit ihm glücklich, somit haben wir, aus Liebe wiederum zu ihr, diesen Mann freundlich in unseren Kreis aufzunehmen.‘

Sie hatte ihres Vaters Haltung altmodisch und tyrannisch gefunden und manchmal gedacht: ‚Man kann doch nicht nach seiner Eltern Willen und Geschmack wählen! Wie, wenn ich mir einmal einen Mann nähme, der Vater nicht paßte!‘

Bei jeder Gelegenheit, offen oder anzüglich, hatte sie die Partei der Schwester genommen. Herr Engelbert wußte ja selbst nicht, wie diese stille, unmerkliche und nie aufhörende Beeinflussung ihn mürbe gemacht und wohlvorbereitet hatte.

Wenn ihm jemand gesagt hätte, er ließe sich von seiner

jüngsten Tochter ein wenig beherrschen! Er würde kalt und hochmütig geantwortet haben, daß er nicht die Persönlichkeit sei, sich von irgend einem Menschen beeinflussen zu lassen.

Nun genoß Daniela es vorweg, daß nachher Onkel Geo und Tante Mina, Konsul Gräfenhain und Fred Engelbert und wie sie alle hießen, erleben würden, was sie so gewiß gewesen waren nie zu erleben: nämlich ihren Verwandten Engelbert mit seinem Schwiegersohn Mark Alveston in friedlicher Familiengemeinsamkeit zu sehen. Es erhob nicht nur Danielas Gemüt, es schmeckte auch ihrem Bedürfnis, recht zu behalten, über ihren Nebenmenschen ein bißchen zu triumphieren. —

Es war ein schöner Sommertag. Der Glanz davon versuchte sich auch über das alte Haus und den tiefen, zu dicht verwachsenen Garten hinterm Deich zu legen.

Stattlich stand das Haus und trug mit festen Mauern das gebrochene Dach von blanken, blauschwarz gleißenden Pfannen. Jeden Frühling wurde die Front hellgrau, wurden die Fenstersprossen schneeweiß mit Ölfarbe neu bemalt. Aber der rußige Atem all der kleinen Schlepp-, Verkehrs- und Polizeidampfer, die jenseits des Deiches stromauf und -ab eilten, behauchte sehr bald die frischen Farben und machte sie trübe.

Im Garten, der tief lag, fehlte es an Blumen, und selbst an heißen Sommertagen war unter seinen Großväterbäumen und zwischen seinen sich aneinander drängenden Büschen immer ein feucht durchdünsteter Schatten. Von welcher Himmelsrichtung auch von Morgen bis Abend die Sonne hereinzugucken sich bemühte, sie konnte immer nur den uralten Wipfeln auf dem Scheitel brennen oder ihnen höchstens den Buckel wärmen.

Das Haus öffnete seine Tür in der Front ebenerdig mit der Deichkrönung, auf der Fahr- und Fußsteige hinliefen. Aber an seiner Rückseite wirkte das, was vorn Erdgeschoß war, als Hochparterre. An den Seitenmauern, noch ein paar Meter breit, zog sich in rascher Senkung das

Grundstück hinab zum Garten. Der Besitz war ganz und gar von einem nicht sehr hohen Eisengitter umschrankt, das vorn zu beiden Seiten an die Frontmauer stieß. Wilder Wein und Gundelrebe behingen das Gitter wie mit dicken grünen Decken. Das bißchen Erdboden zu beiden Seiten des Hauses war das einzige, wo Blumen genug Licht fanden zu ihrem Gedeihen, und die bunten Farbenflecke dort, in wohlgepflegter Anordnung, gaben dem Bild doch ein paar freundlichere Töne.

Selbst die strahlende Sonnenfülle des heutigen Tages konnte die ernste Melancholie nur so weit herabmildern, daß Haus und Garten wie in lächelnder Wehmut lagen.

Besonders der nach hinten hinaus liegende Speisesaal war ganz von grünlichen Schatten verdüstert. Ein Balkon, breit und mit einem Glasdach geschützt, zog sich draußen an ihm entlang; vom Balkon führte eine schmale eiserne Treppe hinab in den Garten, auf den kiesbestreuten Platz, den die sechs riesigen Ulmen beschirmten, die zu drei und drei in einer Reihe wie schwarzbraune Säulen standen, tiefgrüne Decke tragend.

Außer einem sehr großen Büfett von sehr altem Eichenschnitzwerk befanden sich keine Möbel im Raum, abgerechnet ein paar kleine Tischchen, die in den Fensternischen standen. Die lange Tafel in der Mitte streckte sich von einem Ende bis zum andern und war von vierundzwanzig Eichenstühlen umstanden, die auch in einen Rittersaal gepaßt hätten. Über der Tafel hing eine schon etwas altersblinde mächtige venezianische Krone vom derb weißen Plafond hernieder. Ihre Arme, Arabesken und Blätter waren von irisierendem, ihre Blumen von blauem und rotem Glas. Sie war noch mit Lichtern besteckt. Auch alle Leuchter auf der Tafel hielten Kerzen. Herr Engelbert hätte in diesen Raum nie Gas oder Elektrizität hineingelassen. Man aß hier auch nur bei sehr großen Gelegenheiten. Vom Eßsaal aus gingen drei Türen in das vordere Haus. Drei weiße, blanke Türen in der graublauen, von einigen englischen farbigen Lithographieen geschmückten Wand. Die eine Tür

führte in das enge Treppenhaus, das hinab zur Küche und hinauf zu den Schlafzimmern im ersten Stock leitete. Die zweite Tür öffnete sich auf den Flur und hatte geradeaus als Gegenüber den Hauseingang; die dritte ging in die beiden Wohnstuben, davon die eine auf das rechtsseitige Blumengärtchen, die andre nach vorn auf den Deich hinaussah.

Links am Flur lagen noch zwei Zimmer. Ein sehr kleines, das durch den Platz, den das Treppenhaus hinter ihm einnahm, beschnitten war, und nach vorn ein größeres. Dies waren ehedem Kontore gewesen. Nun diente das nach vorn belegene dem Hausherrn als Arbeitszimmer, in dem kleineren standen Regale mit Büchern, ein Geldschrank und ein altes Schreibpult.

Auch die beiden Wohnstuben waren altmodisch eingerichtet, aber mit viel weniger Akzenten. Denn von den alten Eichenstücken wirkten Stil und Pracht hinaus auf den Raum, in dem sie standen, und gaben ihm sein Wesen. In den Wohnstuben war kein andres, als das einer soliden Gemütlichkeit, die gar nichts auf Schönheit und Schein gibt. Die alten Mahagonimöbel waren zwei, drei Jahrzehnte schlechtweg häßlich gewesen. Nun sah man sie milder an, weil sie durch ihr Holz wieder zu Ehren gekommen waren.

Daniela, schon allein aus dem Wunsch heraus, etwas unternehmen zu dürfen, hätte wohl gern Veränderungen getroffen. Sie war nach der Seite aller Geschmacksdinge hin begabt. Aber sie kam ihrem Vater gar nicht mit solchen Bitten.

Sie wußte, wie er an den Sachen hing. Sie wußte auch: man lebte von Zinsen. Das hieß klar: also in festumgrenztem Ausgabeetat. Dann kann man, ohne sich irgendwie an andrer Seite Verlegenheiten zu bereiten, keine solchen Anschaffungen machen.

Als sie alle Gläser und Vasen mit Rosen und Dahlien, mit steifen roten Gladiolen und mit süßriechenden vielfarbigen Wicken hingestellt hatte, dachte sie entschuldigend: ‚Ach was, es ist doch ganz hübsch bei uns.‘

Mark Alveston, ihr Schwager, hatte gestern diese beiden Zimmer ein wenig von oben herab angelächelt und gesagt: „Das ist ja gar keine Umgebung für dich, liebe Daniela."

Ein Kompliment für sie auf Kosten ihres Vaterhauses. Nur gut, daß Papa es nicht gehört hatte. Übelnehmen konnte sie das nicht. Natürlich, wenn man ein junges Mädchen ist, denkt man leicht, daß die glänzendste Umgebung gerade die zukömmlichste für die eigne wichtige Person ist ...

Ärgerlich nur, daß sie rot geworden war, zu dumm. Warum eigentlich? Margritts Mann hatte so eine Art, einen anzugucken ... es war, als wolle er mit den Blicken sagen: „Wir beide verstehen uns ja besser als alle andern Menschen."

Das kam einem aber natürlich nur so vor. Es gab ja Augen, die an und für sich immer so was Bedeutungsvolles hatten, bei denen jeder Aufschlag und jedes Fixieren eine Unmenge geheimen Sinns zu haben schien.

„Er" sah nüchterner in die Welt, nicht so viel Rätsel gaben „seine" Blicke auf ...

Als Danielas Gedanken so bei Maximilian Wallrode angelangt waren, kniff sie ein wenig die Augen zu, stand regungslos am Fenster und blickte ins Unbestimmte hinaus. Vielleicht in sich hineinhorchend, ob da nicht eine ganz starke und laute Stimme spräche: „Zeige heut endlich dem Mann, der dich liebt, daß du ihn wiederliebst."

Hart am Fenster draußen ging jemand vorüber.

Da schrak sie auf. Und sie dachte: ‚Weiß ich es denn? Ist es auch gewiß?'

O Gott, nein, nein — es ist doch so anders, alles um ihn, an ihm ist doch so anders, als man sich's einst geträumt hat ...

Die elektrische Glocke im Flur schrillte auf. Daniela lief hinaus, um selbst zu öffnen, denn auf einmal wußte sie, wie in einer Nachwirkung des Sehens, daß das Tante Hanna gewesen war, die so nah am Fenster vorüberstrich.

Ja, richtig. Da stand das stattliche Fräulein — ein altes Fräulein, aber nicht alt als Mensch, pflegte sie von sich zu sagen — in ihrer besten Toilette aus schwarz und weißer Seide mit den von ihrer Großmutter stammenden echten Spitzen an der Taille und dem Anhänger aus silbergefaßten Rosetten. Ihren Staubmantel hatte sie schon gerade abgenommen und über den Arm geschlagen. Auf ihrem wohlgeordneten grauen Haar trug sie einen schwarzen Rundhut mit Feder und lila Blumentuff. Ihr großes Gesicht war recht erhitzt.

„Ich dachte, Gräfenhains würden dich im Vorbeifahren abholen,“ sagte Daniela.

„Die?! Du weißt ja: arme Verwandte, die reicher wurden, als man selbst ist, werden immer hochmütig gegen die, an deren Tisch sie sich einst sattaßen! Ich kann dir nur sagen, Oskar und Emilia vernachlässigen mich recht. Und ich bin ja nicht gewohnt, vernachlässigt zu werden.“

„Und du brauchst dir ja auch nichts daraus zu machen, denn du hast ja Menschen genug.“

„Gottlob! Mehr als Herr und Frau Konsul Gräfenhain,“ bekräftigte Fräulein Hanna mit starkem Nicken. „Aber laß uns erst mal in dein Zimmer gehen — die Luft in der Elektrischen — es ist doch immer 'ne halbe Stunde — und dann die paar Minuten zu Fuß in der Sonne — Gott, was hab' ich für 'ne Hitze.“

Oben in Danielas nach vorn über dem Wohnzimmer gelegenen Stube ließ Tante Hanna sich schwer und rauschend auf dem Stuhl vor dem Toilettetischchen nieder und suchte in der Haarnadelschale nach passenden Nadeln. Im Spiegel sah sie zugleich sich und Danielas weiße Gestalt. Mit der Fähigkeit, die sie besaß, vielerlei Dinge auf einmal im Kopf zu haben und zu lenken, widmete sie sich jetzt einerseits der Wiederherstellung ihres frischen Aussehens (sie hatte die Eitelkeiten der Häßlichen) und dem Verhör ihrer Nichte.

„Vater und Mark Alveston kommen gut zusammen aus?“

„Na, sagen wir mal: höflich. Vater ist ja immer 'n bißchen steif. Mark scheint es nicht zu empfinden. Er ist sehr herzlich um Vater bemüht."

„Er ist ein entzückender Mensch," stellte Fräulein Hanna verliebt fest. „Margritt hat das große Los gezogen."

„Es ist aber doch so ein Untergrund von Unruhe oder Traurigkeit in ihr."

„Heimweh nach ihren Jungens. Nichts ist erklärlicher. Ich versteh' auch nicht, warum die nicht mitgekommen sind."

„Nun, es hätte doch sehr viel gekostet," sagte Daniela, die gewohnt war, daß gerechnet wurde.

„Kind — Kosten?! Als ob Geld für Mark eine Rolle spielt!"

„Es scheint wirklich, als ob er es in Hülle und Fülle habe."

„Ach," sprach Fräulein Hanna mit einem starken Seufzer, der als ein urwüchsiger Laut Zeugnis davon ablegte, wie von Zufriedenheit gesättigt ihr Gemüt war, „ach, wie mich das freut. Hauptsächlich für Oskar und Emilia. Ich sagt' es auch zu Mark, als er gestern mit Margritt bei mir Tee trank: ‚Ich bin fabelhaft stolz auf Sie!' Es ist ja wahr, unsere Familie ist etwas ins Hintertreffen gekommen. Kein ganz großes Vermögen mehr, bei niemand. Wenn ich noch denke, in meiner Jugend! Da war D. F. Engelbert so viel wie heut etwa Wörmann. Aber ich will dir was sagen: Urgroßvater und Großvater waren Genies. Mein Vater und deiner waren keine geborenen Kaufleute. Das Herkommen zwang sie in den Beruf. Darum verstanden sie nicht mitzugehen, als die neue Zeit kam. Das Geschäft blieb in seinen herkömmlichen Bahnen und sein Betrieb mußte veralten. Da war es am Ende am vernünftigsten, daß dein Vater liquidierte, als er sah, die Einnahmen drohten mit den Geschäftsunkosten zu balancieren. Auch ist dies gewiß: Firmen haben eine gewisse Lebensdauer, wie Bäume, Menschen; es ist, als ob's auch da ein Gesetz gäbe, das Absterben vorschreibt. Daß große Firmen sich länger als drei Generationen in wirk-

lich erster Stellung behaupten, kommt selten vor. Aber mein Familienehrgeiz weiß sich zu trösten. Man hat zu leben. Man heißt immerhin Engelbert. Nur wegen Oskar und Emilia freut es mich doch, daß wir einen angehenden Nabob in der Familie haben."

Daniela küßte von hinten her Tante Hanna auf die Backe und sagte lächelnd: „Gräfenhains sind nun mal dein ‚Hofjungenärger'. Es ginge dir einfach zu gut in der Welt, wenn du nicht die einen hättest, die dir deine Stellung und Beliebtheit mißgönnten."

„Nun ja, gottlob, ich bin keine unzufriedene alte Schachtel mit zwanzigtausend Schrullen geworden. Ich hab' Humor. Der hat mir geholfen. Das ist Anlage. Ohne den ... Na und da mir scheint, du hast keinen — das heißt bei jungen Menschen kommt es ja selten zur Erscheinung, weil er eine Frucht ist und demnach erst bei Lebensreife bemerkbar wird —, was wollt' ich noch sagen? Ja, dir rate ich immerhin zu heiraten. Du hast, was ich nie hatte: einen Antrag."

Sie stand auf und tupfte noch mit der Bürste überall an sich herum.

„Wallrode hat gar nicht um mich angehalten," sagte Daniela rasch. Sie räumte dabei eilig wieder zurecht, was Tante Hanna an Geräten verschoben hatte.

„Wortklauberei. Du fühlst, du weißt, daß er dich liebt. Ein Blick, ein Zeichen und die Lage klärt sich. Einen braveren Mann bekommst du nie."

„Er ist so deutlich brav."

„Der romantische Beigeschmack, mein Kind, nach dem du Appetit zu haben scheinst, kann einem mit der Zeit recht fade werden."

„Als Margritt heiratete, schwärmtest du gerade für die romantischen Nebenumstände."

Tante Hanna gab wohlgelaunt der Nichte einen energischen Klaps auf die Schulter.

„Du willst mich festnageln! Jawohl, ich bin Opportunistin. Leugne ich nicht. Ich hab' das Talent zum Be-

wundern. Die Augen für das Bessere an jedem Zustand und an jedem Menschen."

„Besonders wenn der Mensch ein Mann ist."

„Naseweis! Aber Naseweisheit ist die Kritik des Unbewußten. Ich geb's zu. Frauen sind mir im allgemeinen weniger sympathisch. Flunkern sich und der Welt zu viel vor."

„Tante, wir müssen uns aber eilen ... hör! Margritt und ihr Mann ..."

Draußen vernahm man Stimmen. Sie verloren sich treppabwärts.

„Und noch ein Wort im Ernst: es ist dein Glück! Betracht es dir genau, ehe du es an dir vorbeiläßt."

„Mein Glück?" fragte das junge Mädchen leise, „wer das wüßte! Wenn ich es nur fest glaubte ... das muß man doch: fest glauben, dies bedeutet mein Glück ..."

„Irrtümer vorbehalten!" seufzte Fräulein Hanna unwillkürlich. „Ach Kind — ja — es ist wohl schwer. Sich entscheiden über eine ganze Zukunft. Ein bißchen blinden Mut muß man haben — wie Greti ihn hatte. Zureden will ich ja nicht. Aber Wallrode ist ein so prachtvoller Mensch."

Und nun gingen sie wirklich hinunter, wo sie schon den Vater und das Ehepaar fanden.

Margritt Alveston, auch in weißem Kleid wie ihre Schwester, aber unendlich viel eleganter, ging in den beiden Zimmern hin und her.

„Ich kann mich gar nicht satt sehen," sagte sie, „jeden Tag von neuem rührt mich all dies. Die häßlichen alten Sachen, die mich als Backfisch ärgerten, mir nicht vornehm genug schienen — wie lieb' ich sie — wie lieb' ich all dies ..."

Mark Alveston stand mit Herrn Engelbert am Fenster. Der Deich, der, dem Lauf des Stromes folgend, sich in flachen Kurven bog, gestattete gerade von dem Punkt aus, wo das Haus lag, einen weiten Blick elbauf und elbab.

Nach Westen zu nahm gegen den Horizont das klare

Himmelsblau in unmerklichem Übergang einen mattsilbernen Ton an. Und auf diesem feinen, schimmernden Grund traten ganz blaß gefärbt die Umrisse mächtiger Gebäude hervor, an deren Fundamenten das lehmfarbige Wasser entlangwallte. Den Wald der Schiffsmasten auf dem Strom mußte man fast erraten: er stand da in zahllosen, dünnen, kaum erkennbaren Strichen, es wirkte, als seien dort Gitter übereinander geschoben.

Vor diesem mächtigen Hintergrund, der mystisch war durch die Verbindung von Größe in seinen Linien und von schwebender Zartheit in seinen Farben, zog sich quer und hoch die Eisenbahnbrücke vorbei. Sie sah aus wie eine stilisierte Zeichnung von in schnurgerader Folge schwimmenden Fischen, davon immer der eine dem andern in den Schwanz beißt.

Als kraftvolle Vorderdekoration erhob sich der runde, warm nachgedunkelte Schornsteinturm der Rotenburgs-orter Wasserwerke aus dem Komplex seiner roten Gebäude. Die Rauchsäule droben aus dem Schornsteinloch stieg ruhe-voll empor, ein stolzes Fanal.

Stromauf schloß der Blick enger ab. Da bog sich der Lauf des Elbarms und verbarg sich von hier dem Blick. Fast idyllisch lagen da aneinandergedrängt an beiden Ufern hin bedachte Oberländerkähne und leere Elbleichter. Auf dem schmalen Wasserweg, den sie frei ließen, schnauften wichtige kleine Dampfer hin und her. Ein Strohdach guckte irgendwo hinterm Deich heraus. Zierlich und ragend zugleich, ein Gerüst von Eisenstäben und Platten, von Ketten, Füllwagen und Treppen, als Filigranbau vor der Luft, stand der Prahm der Gasanstalt halb über der Uferböschung, halb über dem Fluß.

Gerade gegenüber lag die flache Halbinsel Kalte Hofe im lichten Grün ihres Marschgrases. Der Himmel, der riesige, gewaltige, von gar nichts beengte und versteckte Himmel thronte über diesem Bild der majestätischen Ebene.

„Kann man sich wohl je satt daran sehen?" sagte Herr Engelbert. Eine solche Betonung dieser Schönheit und

seines Stolzes auf sie waren selten bei ihm. Er sprach nicht gern über Empfindungen.

„Ja," antwortete Alveston voll Lebhaftigkeit, „die Lage Ihres Hauses, Papa, ist hervorragend. Glänzend für jeden Fabrikbetrieb. Von bedeutendem Wert. Ich bewundere, daß man Ihnen noch keine Kaufangebote machte. Fehlt es hier denn an weitblickenden Unternehmern? Die Käufer, scheint mir, müßten sich auf Ihrer Schwelle drängen."

Engelbert sah seinen Schwiegersohn gerade an. Er hatte immer einen aufmerksamen, prüfenden Blick, und so ein Blick ging bei ihm jeder Antwort voran, auf die er stets eine Sekunde warten ließ. Er war kein Mann der raschen Rede.

„Ich habe schon genug Angebote auf mein Grundstück gehabt. Aber ich beabsichtige nicht zu verkaufen," sagte er trocken.

„Aber, lieber Papa! Verzeihen Sie, welche Unbegreiflichkeit! Man läßt in unsrer Zeit keine Werte tot liegen. Keiner darf unbeweglich bleiben. Er ist ein Teil der Allgemeinheit und hat die volkswirtschaftliche Entwicklung zu fördern."

„Sicherlich. Es ist wohl ein Luxus, daß ich mich nicht von meinem Familienhaus trennen mag. Sollte jemals der Staat zu irgendeinem dem Verkehr oder der Wohlfahrt der Stadt durchaus nötigen Zweck meines Grundstücks bedürfen, würde ich es sofort, ohne Expropriation abzuwarten, zu einem loyalen Preis zur Verfügung stellen. Dies schien zu drohen, als die neue Gasanstalt hierher an den Ausschlägerelbdeich kam. Die Gefahr ging zu meiner unaussprechlichen Erleichterung vorüber. Und in absehbarer Zeit wird eine andre dieser Art nicht kommen."

„Aber, lieber Papa — denken Sie denn gar nicht an die finanziellen Vorteile . . ."

„Ich habe zu leben. Nicht groß. Aber angenehm. Das ist mir genug. Meine Töchter können dereinst verfahren, wie sie wollen."

Mark Alveston, der mit lachendem Ausdruck und dem freien Blick seiner glänzenden Augen dies Gespräch geführt hatte, schüttelte ein wenig den Kopf, wie man tut, wenn man eine amüsante Schrulle beobachtet.

„Ich hoffe, Sie zu einer gegenteiligen Ansicht zu bekehren," versicherte er eifrig.

Engelbert antwortete nicht. Es blieb unentschieden, ob er absichtsvoll schweigend über diese Versicherung hinging, denn gerade fuhren draußen zwei Wagen hintereinander vor.

Tante Hanna riß sich auf das Geräusch hin sogleich aus dem Gespräch mit ihren Nichten los und eilte zum Fenster. Sie sah noch eben, daß aus dem ersten Wagen ihre beiden Schützlinge stiegen, der Doktor Hartwig Mallinger und der Rechtsanwalt Wallrode, deren Einladung sie bei ihrem Bruder geradezu erbeten hatte.

Sie wandte sich rasch und bedeutungsvoll nach Daniela um, eine Gebärde, die deutlich sagte: da kommt jemand, der dich angeht.

Aber sogleich war sie dann auch schon wieder mit voller Aufmerksamkeit bei den Insassen des zweiten Wagens. Sie fand, daß Oskar und Emilia mit absichtsvoller Großartigkeit in ihrem Landauer lehnten. Als dieser dann vorrückte und das Konsul Gräfenhainsche Ehepaar zum Aussteigen kam, übersah Fräulein Hanna mit einem Blick, daß Emilia wieder mal unerhört elegant und kostbar angezogen war.

Nun, gottlob, Margritt konnte den Vergleich aushalten! In kindlicher Familieneifersucht genoß Fräulein Hanna dies Bewußtsein.

Es gab zunächst ein fast allgemeines Vorstellen. Mark Alverston hatte in der kurzen Bräutigamszeit vor sechs Jahren wohl einige Familienmitglieder kennen gelernt, aber er schien die Persönlichkeiten nicht im Gedächtnis festgehalten zu haben. Margritt entschuldigte sich bei allen, daß sie diese ersten acht Tage noch nicht habe Besuche machen mögen.

Der Konsul Gräfenhain — er war Vizekonsul von

Venezuela, raunte Hanna ihrem Neffen Alveston mit fröhlich-spöttischem Schmunzeln zu — bewegte sich mit dem Selbstbewußtsein des sehr wohlhabenden Mannes ruhe- und hoheitsvoll; seine große, zu wohlbeleibte Gestalt war ihm dabei ein glückliches Hilfsmittel. Er hatte ungewöhnlich blaue Augen, einen Frauenteint und rotblonde Bartstreifen an den vollen Wangen. In diese stattlichen Männerreize hatte Emilia, geborene Werner y Mordez, sich verliebt. Oskar Gräfenhain war bei ihrem Vater in La Guayra als Buchhalter beschäftigt gewesen und hatte sicherlich die schwarzbraunen Augen der Halbspanierin ebenso verführerisch gefunden wie ihr Vermögen. Er war nach Hamburg zurückgekehrt und als Teilhaber in eine alte große Exportfirma eingetreten.

Gräfenhains wohlwollende, phlegmatische Herablassung zerschellte ein wenig an der raschen, feurigen und stolzen Art des Amerikaners. Emilia, die für gewöhnlich nicht viel andres sagte als „yes“ oder „oh“ oder „thank you“ und sich stets und durchaus im Schatten ihres Mannes hielt, lächelte überrascht und förmlich geschmeichelt, als Mark Alveston ihr mit ausführlichem Handkuß auf Spanisch sagte, daß er schon viel von ihrer Schönheit gehört habe. Denn Emilia hatte immer noch nicht Deutsch gelernt und da niemand in der Familie Veranlassung fand, ihretwegen Spanisch zu lernen, warf man ihr, gleichsam als Unterhaltungsbrocken, ab und an eine Bemerkung auf Englisch zu.

Engelbert und Gräfenhain begrüßten einander mit kaum verhüllter Kühle.

Der jüngere Mann hatte einst zu dem älteren bewundernd aufgesehen, weil dieser nach der damaligen Schätzung des Neffen „der reiche Onkel“ war. Nun fühlte er sich ihm überlegen als größerer Steuerzahler, während Onkel Engelbert in ihm immer noch den Sohn der Base sah, der man in schweren Zeiten sehr hatte beistehen müssen. So sahen sie denn aufeinander herab, weil ihre äußerlichen Werte sich verschoben hatten.

Auch die andern Gäste kamen. Fast alle auf einmal.

Sie hatten sich im Wagen der elektrischen Straßenbahn getroffen. Da war Onkel Geo, Engelberts Vetter und Altersgenosse, mit einem sehr farbenfrohen Gesicht und wunderhübschen schneeweißen Haaren. Er trug einen goldgefaßten Kneifer so tief auf der fleischigen Nase, daß seine Nasenlöcher davon zusammengedrückt wurden, weshalb er immer beim Sprechen über die schräg nach vorn stehenden Gläser wegsah und überhaupt nasal sprach. Er trug immer weiße Pikeewesten und wäre nie anders als im Gehrock und Zylinder zur Börse gegangen; er hätte geglaubt, der freien Hansestadt Hamburg Ansehen zu schädigen, wenn er von diesem einem „ehrbaren Kaufmann“ heiligen Gebrauch abgegangen wäre. Er war Danielas Pate, liebte sie sehr und gab gleich Mark Alveston den Schnack zu hören, den er immer machte: „Ich will Daniela heiraten, halb sind wir einig, ich will, sie nicht.“ Man sprach davon, daß Daniela ihn wohl zum Teil beerben würde, obschon die Kinder von Tante Minna — seiner Schwester — ihm näherstanden.

Diese war eine von jenen Frauen, denen die unendlich vielen Krankheiten, die sie haben, vortrefflich bekommen. Ihre hohe, üppige Gestalt, die Herrscherhaltung, das kurzsichtig und immer wie mißbilligend zusammengekniffene Auge gaben ihr etwas Anspruchsvolles. Sie nahm es übel, wenn man sie nicht nach ihrem Befinden fragte, und tat man es, lehnte sie, mit dem erbitterten, aber immerhin gefaßten Lächeln einer, die nicht mehr mit dem Schicksal rechnet, ab, über dies traurige Thema zu sprechen. Mit ihren fünf verheirateten Kindern war sie mannigfach erzürnt, bald mit dem einen, bald mit dem andern Paar. So war es auch heikel, sie nach deren Ergehen zu fragen, denn wenn man etwa von ihres Sohnes Rudolf glücklicher Ehe und sonstigen guten Lebensumständen sprach, konnte es taktlos wirken, weil sie als in der Familie bekannt voraussetzte, daß ihr Rudolf oder seine Frau sich gerade sehr unkindlich benommen hatte. So war die Gewohnheit aufgekommen, daß Tante Minna als Zuhörerin neben den

sich Unterhaltenden saß, in kritischer, überlegener Haltung, sehr oft mit belehrenden Randbemerkungen hineinhackend.

Hinzu kamen noch zwölf andre Personen, alt und jung, männlich, weiblich. Original Engelbertsche Blutmischung oder legitim angeheiratet. Wallrode und Hartwig Mallinger konnten sich fast als Störenfriede vorkommen in dieser durch zahllose Erinnerungen gemeinsamer Art verknüpften Gruppe von Menschen. Aber diese Empfindung kam nicht in ihnen auf.

Hartwig stand vor Frau Margritt, und während er ihr erzählte, daß er das Hotel schon verlassen habe und in die Pension Schustermann nebenan von Tante Hanna gezogen sei, durchsuchte er mit aufmerksamen Blicken die ihm teuren Züge nach Spuren von Heiterkeit. Ihm schien, was man davon sah, sei erzwungen. Auch sie erstattete Bericht: sie habe, außer zu zwei Besuchen bei Tante Hanna und zum Zweck einiger Besorgungen kaum das Haus und den Garten verlassen. Sie werde gar nicht satt davon, im Korbstuhl unter den schwarzgrünen Ulmen im tiefen, tiefen Schatten zu sitzen. Das habe sie schon als halbwüchsiges Mädchen gern gemocht und gehört, wie von fern das kurze Aufheulen der Schiffspfeifen herüberschallte oder die dumpfen Stoß- und Fallgeräusche von den nahen Lagerplätzen, wo die fremdländischen Hölzer gehäuft waren.

Daniela schelte und möge nicht gern mit ihr dasitzen. Sage immer, der Garten sei voll Grabesstimmung. Schon als Kind habe Daniela sich in der Abenddämmerung unter den Ulmen gefürchtet. Das käme davon, weil Daniela zuviel Phantasie habe. Sie, Margritt, sei nicht so beweglichen Geistes, sie habe etwas von Vaters Stille in sich.

Hartwig fragte auch, wie es denn Herrn Alveston hier behage.

O, sehr gut. Nur, es sei ihm ein wenig weit vom Zentrum der Stadt entfernt. Man müsse ja auch immer eine halbe Stunde mit der Elektrischen fahren, bis man nur an den Meßberg komme.

Er habe deshalb schon davon gesprochen, in die Stadt

überzusiedeln, ganz und gar, oder vielleicht nur: sich dort ein Zimmer zu nehmen, wo er Geschäftsbesuche empfangen und arbeiten könne.

Margritt bemühte sich mit vielen Worten, als wolle sie dem Freunde zeigen, sie verstehe und billige die Absicht ihres Gatten.

Er hörte es kaum. Er fand sie von unbeschreiblicher fraulicher Lieblichkeit. Ihm schien, als trage sie das gleiche weiße Kleid wie an jenem Abend an Bord, wo er sie wiedergesehen hatte, das war ihm wichtig. Das brachte ihm die Rührung und die Erschütterung wieder, die ihn damals bewegte.

Er sagte es ihr, daß sie schön aussehe. Und ob dies nicht jenes Kleid sei — ein Erinnerungskleid für ihn.

Sie lachte. Nein, Männer hätten doch eben gar keinen Blick. Es sei ein ganz andres Kleid.

Er war etwas komisch beschämt, wie einer, der unnütz eine Gefühlsaufwallung ausgegeben hat. Nun entsann er sich auch deutlicher: das Kleid hatte eine große Schleppe gehabt. Und ein Halsband von Brillanten.

Wieder lachte Margritt. Das Halsband sei kein Bestandteil jenes Kleides. Sie könne es bei jedem andern tragen. Und habe es heute nicht um, weil es ihrem Mann nicht mehr gefiele. Er habe es ihr fortgenommen, um es anders zusammensetzen zu lassen.

Und nun war er ganz beschämt von seinem Unverstand in diesen Dingen und lachte mit ihr.

Er war sehr glücklich dabei und dachte: ‚Wann habe ich sonst den Humor gehabt, über eine Nichtigkeit mitzulachen.‘ Sie brachte ihm das bißchen Sonne — sie ...

Wallrode konnte nicht so ausführlich mit Daniela sprechen. Sie war ja die Hausfrau und mußte jeden Ankommenden begrüßen. Aber er verlor sie nie aus den Augen. Und immer wieder fühlte sie sich förmlich gezwungen, seinem Blick zu begegnen, in dem sie diese eine, dringliche, wichtige Frage las, die sie doch noch nicht hören mochte.

Die Tischordnung, die zu treffen ihr oblag, denn ihr Vater hatte nie andre Wünsche als den einen, „nur nicht Tischnachbar von Tante Minna“, kostete sie viel Nachdenken. Sie wollte nicht neben Wallrode sitzen. Er hätte glauben können, es sei zu viel Entgegenkommen. Sie wollte aber auch nicht außerhalb seines Gesichtsfeldes sitzen. Er hätte es so auffassen können, als ob sie wünsche, seinen Anblick zu vermeiden.

Sie litt geradezu unter ihrer eigenen Unsicherheit. Sie fragte sich: Spiel' ich mit ihm? Und war sich doch ehrlich bewußt, es nicht zu tun. Sie würde außer sich geraten sein, wenn er oder irgend jemand das denken könnte.

‚Das ist doch keine Liebe, wenn man einem Mann gegenüber nicht weiß, was man will!‘ dachte sie. ‚Aber was ist es denn, daß ich mich fort und fort mit ihm beschäftige? Manchmal ist es geradezu, als sei ich abhängig von ihm.‘

Für heute hatte sie die Platzfrage so gelöst, daß Wallrode ihr gegenübersaß und die „unausstehlich freche“ Lulu Engelbert zu Tisch führen mußte. Lulu hatte ein Stupsnäschen, starke Backenknochen, große Augen und einen runden, dunkeln Wuschelkopf — eines von den Gesichtern, die in der Jugend sehr pikant sein können, später aber etwas Totenkopfartiges bekommen. Ja, ausgesucht diese Lulu gab sie ihm, weil er einmal gesagt hatte, solche Gesichter seien ihm unangenehm, die Jugend darauf wirke nur als Maske. Auch stieße Lulus grelles Lachen ihn ab.

Als aber Wallrode, kaum daß man sich gesetzt hatte, zu ihr hinüberlächelte, wie ihr schien, nachsichtig, überlegen, wissend, da wurde sie verlegen und bildete sich ein: ‚Er denkt, ich habe ihm extra Lulu gegeben, weil man auf die doch nicht eifersüchtig zu sein braucht.‘

Das festliche Zusammensein all dieser Menschen trug heute einen ihnen selbst nicht zum Bewußtsein kommenden Charakter größerer Lebhaftigkeit als sonst. Es war beinahe, als wollten sie dem fremden Mann, welcher der Schwiegersohn des Hauses geworden war, ein Bild heiteren

Familienlebens zeigen, oder als steigerten sie sich, um vor ihm, der sie alle auf das höchste interessierte, schlagfertig, weltstädtisch, vorurteilslos zu erscheinen. Mark Alveston war ganz wie von selbst der Held des Abends. Alle Blicke beobachteten ihn, alle Gespräche wendeten sich an ihn oder drehten sich um ihn.

Die feurige Raschheit seiner Unterhaltung, das merkwürdig bedeutungsvoll liebenswürdige Lächeln, das er für die Frauen hatte, gewann ihm ihre gute Meinung. Die Großartigkeit seiner Urteile, seine Kenntnisse auf allen Gebieten machten die Männer höchst aufmerksam.

Tante Hanna fragte flüsternd und entzückt bald in jenes Ohr hinein, bald in dieses: „Nun, was habe ich euch gesagt?"

Margritt war still. Aber ein glückliches Lächeln verklärte ihr Gesicht. Hartwig, der bei Tisch neben ihr saß, beobachtete es voll Rührung. Seine bewaffnete Stimmung wurde ein wenig linder. ‚Was kann ich ihr denn wünschen, als daß sie glücklich sei!' dachte er wehmütig.

Und vielleicht, vielleicht wirkte diese freundlich-solide, diese maßvolle, wohl etwas nüchterne, aber doch gesunde Umwelt auf ihn hinüber. ... Es gibt ja Menschen, die alle Farben annehmen, von denen sie gestreift werden, Menschen, deren Art die Anpassung ist, deren Eitelkeit sie unbewußt treibt, sich auf ihre jedesmalige Umgebung abzustimmen. Denn in Harmonie mit ihr läßt sich noch eine Überlegenheit zur Geltung bringen, die nicht echt und kraftvoll genug ist, sich gegen Widerstand durchzusetzen. Menschen von Pseudo-Herrschernatur.

Vielleicht war dieser Mark Alveston so einer.

Es schien Hartwig, als sei es gut, daß Margritt ihren Mann nun hier im Familienkreis habe.

Diese Welt hier hatte so viel Sicherheiten. Sie war wie eine Kette. Aber nicht, weil sie einer Fessel glich, sondern nur, weil ein Glied ins andre griff. Die Einzelheit der Existenz hörte hier auf, die drüben dem Leben des einen in der Menge das fast dämonisch Verlorene geben kann.

‚Wenn Engelbert seine Tochter liebt, hält er den Mann hier fest,‘ dachte Hartwig.

Nach der Tafel saß ein großer Teil der Gesellschaft in Herrn Engelberts Zimmer zusammen. Er selbst, immer etwas wortkarg und steif, schien das Leben um sich herum mehr zu ertragen als mit in Bewegung zu setzen. Er rauchte seine Zigarre und hörte aufmerksam zu, den jedesmaligen Sprecher mit klugen Blicken ansehend. Was er dachte, blieb eigentlich immer verborgen, da er, sei es aus Verschlossenheit, sei es aus Bedachtsamkeit, niemals mitdebattierte.

Der Kreis der in Lehnstühlen und auf dem alten breiten Sofa Sitzenden war zu groß, um sich eng um die große runde Tischplatte schließen zu können. In der einen Sofaecke saß Konsul Gräfenhain, der heute mit seiner Großartigkeit nicht recht vorwärtskam und in zweiter Rolle sich meist unsicher und gelangweilt fühlte. Breit und jovial nahm Onkel Geo die andre Sofaecke ein und lud immer wieder die ab- und zugehende Daniela ein, doch in die noch freie Mitte zwischen ihm und dem Konsul hineinzuschlüpfen, welche Einladung er pantomimisch ausdrückte, indem er auf das Sitzpolster mit flacher Hand klopfte und Daniela nickend zuschmunzelte. Aber sie hatte heute keine Zeit, mit dem alten Onkel „herumzukluckern“, wie er das nannte. Sie sah nach den Kaffeetassen und ob genug Aschenbecher aufgestellt seien — denn ihr Vater mochte nicht haben, wenn Asche auf die Tischplatte oder den Teppich kam.

Margritt war da und hatte ihren Stuhl fast Armlehne an Armlehne mit dem ihres Vaters gerückt. Und bei den Gesprächen der Männer oder den Späßen Onkel Geos sah sie manchmal von der Seite zärtlich zu ihrem Vater auf, um einen Widerschein der Vorgänge auf seinem Gesicht zu sehen. Und sie war zufrieden, wenn er ihr ganz leise zunickte, eigentlich nur mit Blick und Lidbewegung.

Ihr gegenüber, hinter Mark Alvestons Platz, lehnte Doktor Mallinger mit dem Rücken an dem kalten, blank-

gleißenden, braunen Ofen. Er konnte den Rauch nicht vertragen. Aber es war ihm auch unmöglich, sich von Margritt fernzuhalten. Eine förmliche Gier hatte ihn erfaßt, sie darauf zu beobachten, ob ihr Glück hier in der Luft des Vaterhauses den stillen, wohltuenden Glanz der Gleichmäßigkeit gefunden habe. Es trieb ihn auch, den Mann zu umspüren. Er wollte ihm gerecht sein, gewiß, das wollte er. Aber er wollte ihn auch kennen — ganz und gar in ihn hineinsehen, um endlich zu wissen, was für eine Art Mensch er in Wahrheit sei.

So empfand Hartwig von allen im Zimmer Anwesenden eigentlich nur diese beiden Personen.

Als sie herausfuhren, hatte er seinen Freund Wallrode gebeten: „Sag mir nachher, wie du diesen Amerikaner findest.“

Und so saß auch Wallrode hier als Beobachter und teilte seine Aufmerksamkeit zwischen Mark Alveston und Daniela.

Heiter und gelassen ging sie ein und aus. Von all der Steifheit ihres Vaters war in ihr doch ein Tröpfchen versprengt und hatte sich ihren temperamentvollen Eigenschaften derart beigemengt, daß sie äußerlich zumeist Maß und Takt zu bewahren wußte. Und das war es ja gerade, was Wallrode so an ihr liebte, daß man das Feuer in ihr erriet, aber daß es doch wohlverwahrt schien.

Es waren noch eine Handvoll Menschen da, während Tante Hanna drüben die andre Hälfte der Gesellschaft um sich versammelt hatte.

Eine Gaslampe hing herab und beschien das Stilleben, wie es die Nachtischstunde geschaffen: Zigarrenkistchen, Likörgläser, Aschenbecher und Mokkatassen durcheinander.

Die bläulichen Rauchschwaden zeigten einerseits einen schwebenden Zug, hinein ins große Rund der Milchglaskuppel über der Gasflamme, anderseits wollten sie zum Fenster, wohin die frische Luft sie sog. Die Flügel waren geöffnet worden und lose wieder aneinander gelehnt. Von der dunkeln Sommernacht, die schwer und feucht draußen

lagerte, durchfleckt von den zahllosen Schiffslaternen, kam aber kein Atem herein.

Jetzt sprach gerade der junge Herr Fred Engelbert, ein Vetterssohn von Onkel Geo, von seiner Absicht, nach Amerika zu reisen, um dort die Filialen des Hamburger Hauses, in dem er als Disponent angestellt war, zu inspizieren. Sein von sehr vieler Arbeit und sehr scharfem Lebensgenuß etwas blasses Gesicht hatte einen nachlässig wichtigen Ausdruck. Daniela ärgerte sich immer über die Handbewegung, mit der er seinen rostroten Schnurrbart strich, und hielt ganz ungerechterweise sein nachgedunkeltes Haar für gefärbt. Es reizte sie auch, daß er dies Haar militärisch geschnitten trug und in der Haltung gern den Offizier durchmerken ließ. Konnte er sich nicht die schlichte Männlichkeit von Maximilian Wallrode zum Vorbild nehmen?

„Na nu, du bist doch eben erst aus Birmingham zurückgekommen," sagte jemand.

„‚Koplüd, Loplüd' — Kinder, so heißt das alte hansische Wort," erinnerte Onkel Geo. „Aber William Krüger macht doch sonst all ums andre Jahr selbst die Amerikareise?"

„Er feiert seine silberne Hochzeit im September."

„Was? Nee! Wie die Zeit läuft! William Krüger? — und nu mit 'n mal schon silberne Hochzeit?!"

„Wenn Sie nach drüben gehen, lieber Herr," sagte Mark Alveston freundlich, und mit seinem großen glänzenden Auge voll den andern ansehend, „kann ich Ihnen einige Empfehlungen mitgeben. Vielleicht interessiert es Sie, einige der prominenten Persönlichkeiten kennen zu lernen. Einige der berühmtesten capitains of industry."

„O, danke vielmals, danke vielmals."

Fred Engelbert bekam einen roten Kopf. Ja, das würde ihm ein Ansehen vor seinem Chef geben, wenn er von diesen Männern einige kennen lernte.

„Ich kenne J. B. Duke, ich kenne auch Fish und Harriman, Henry O. Havemeyer. Ich kann Ihnen einen Gruß an Ogden Armour mitgeben, wenn Sie wollen. An Henry

Rogers natürlich kann ich Ihnen keine Empfehlung mitgeben," schloß er lachend, „denn ich bin ja im Begriff, ein Konkurrenzunternehmen zu organisieren, das der Standard Oil Company bald zu schaffen machen wird."

Ein kurzes Schweigen der Andacht hing über der Gesellschaft.

Die Namen machten sie mundtot. Auf fast allen Gesichtern las man den naiven Gedanken: ‚Donnerwetter!' Am allermeisten überwältigte es die Zuhörer, daß ein Gruß an Rogers nicht gegeben werden konnte, weil ein Konkurrenzverhältnis bestand oder im Entstehen war.

Fred Engelbert verneigte sich, als säße er im Waffenrock da. Seine Augen glänzten aber in einem ganz und gar unbeherrschten Vergnügen. Er sah sich schon nach der Rückkehr seinem Alten, das heißt seinem Prinzipal William Krüger, mächtigen Eindruck machen.

Konsul Gräfenhain hielt den Augenblick für gekommen, leise merken zu lassen, daß er mit Alveston zusammen innerhalb der Familie eine Matadorenclique bilde. Er sagte vom Sofa her: „Fish stand in lebhafter Geschäftsverbindung mit dem Vater meiner Frau. Angenehmes Arbeiten mit solchen Männern. Ich versichere Sie, man leidet direkt durch den Unterschied in der Leichtigkeit und Schnelligkeit des Geschäftsverkehrs zwischen drüben und hier. Sie werden's merken. Oder sind Sie nur zum Vergnügen hier? Wollen sich hier nichts holen?"

Alveston beugte sich mit lang ausgestrecktem Arm sehr weit vor. Er hatte die Gewohnheit, an seiner Zigarette die Asche nicht abzustreifen, sondern sie mit einer kurzen, energischen Schüttelbewegung oberhalb der Schale zum Abfallen zu bringen. Nachdem er das voll höchster Aufmerksamkeit besorgt, nahm er wieder seine frühere Stellung ein. Sehr aufrecht saß er im Stuhl, den Daumen der Linken in die Hosentasche gehakt, in der zuweilen sehr sparsam rednerisch benutzten Rechten die Zigarette. Auf der weißen Hemdenbrust, die der Smoking breit sichtbar werden ließ, leuchtete zart eine sehr große Perle.

„Holen? Nein. Ich will vielmehr etwas bringen."

„Darf man wissen, was?"

„Dem deutschen Kapital und der deutschen Industrie die Gelegenheit, die amerikanische Industrie beim Zipfel zu fassen. Ist eine Fläche zum Angreifen, zum Erfassen auch noch so klein — es ist doch ein Anfang zum Eindringen."

„I — den Donner! Wie denn das?" fragte Onkel Geo dazwischen.

„Für uns, die wir bei allen wirtschaftlichen Möglichkeiten auf das ‚Morgen' sehen, ist es fast ein Rätsel, daß der Deutsche immer nur die industriellen und finanziellen Interessen von ‚heute' zu beachten scheint. Ich erinnere Sie daran, was besonders Ihnen, lieber Herr" — er wendete sich geradezu an Gräfenhain, der schon vorweg „ja" nickte, ehe er wußte, in welcher Richtung seine bessere Kenntnis und sein weiterer Blick angerufen werden sollten —, „bekannt sein wird, daß eine amerikanische Gesellschaft deutsche Kaliwerke angekauft hat. Warum? Weil Amerika Kali zu seiner chemischen Produktion braucht. Es macht sich unabhängig von Deutschland, indem es sich mitten in Deutschland mit seinem Gelde ansiedelt. Das war klug, war voraussehend, war genial. Die Deckung seines Kalibedarfs kann ihm nicht abgeschnitten, Preise können ihm nicht aufgezwungen werden. Ich glaube, man hat es auch in den Kreisen der deutschen Industrie bewundert, daß die Amerikaner so schlau waren. Und ich meine, Deutschland sollte davon lernen. Es braucht Petroleum. Es hätte sich längst einen Anteil an den Quellen drüben sichern sollen. In die alten Gesellschaften ist nicht mehr hineinzukommen. Aber die Alveston Oil Company bietet die Gelegenheit. Ich komme, um Anteile zu vergeben zu einem Kurse, der den Inhabern ein enormes Geschäft sichert."

Da alle sekundenlang schwiegen, setzte Alveston lächelnd hinzu: „Wenn Schwiegerpapa will, kann er sein Vermögen in einem Jahr verdoppeln."

Alle sahen auf Engelbert. Der rauchte und schwieg.

„Schade, daß ich mich da nicht dran beteiligen kann," sagte Onkel Geo mit seinem vergnügten, plitschen Gesicht, dessen Ausdruck man nie entnehmen konnte, ob er spaßte oder es ernst meinte, „aber seit der Indigokrisis seligen Angedenkens Anfang der Neunzigerjahre bin ich 'n Angstmeier ohne Unternehmungslust, kapitalisier' und dank Gott, daß ich so anständig ins Teegeschäft 'reingekommen bin. Alle Tage denk' ich: ‚Wenn sie nun auch 'n Ersatz für Tee finden wie damals für den Indigo?' Wer weiß, ob sie nicht auch noch Tee aus Steinkohlenteer machen. Heut ist alles möglich."

Ein Lachen ging durch den Kreis.

Alveston zog sein Taschenbuch aus der Brusttasche. Er suchte zwischen den Blättern nach einer Photographie, und das kleine Blatt, das sich zwischen den Fingern immer aufrollen wollte, ging von Hand zu Hand.

Man sah darauf seitwärts im Hintergrund einige massive Gebäude. In der Hauptsache war das Bildchen die Wiedergabe eines brachliegenden Geländes, auf dem vorn, von zwei Pfählen getragen, ein mächtiges Schild sichtbar war. Sogar auf dieser kleinen Photographie konnte man die Worte erkennen, mit denen das Schild sich bemalt zeigte: „Alveston Oil Company."

Gräfenhain nickte dem Bildchen mit wohlwollender Gönnermiene zu.

„Es ist wundervoll, wie der Unternehmungsgeist drüben alle Wege gehen kann. Denn er findet alle offen. Keine Baupolizei, keine Instanzen, keine Bevormundung," sagte er mit Sachkennergesicht.

„Ich sitze hier in einer Gesellschaft sehr ehrenwerter und sehr prominenter Großkaufleute und Industrieller und will niemand im Vaterlande meiner Frau kränken," begann Alveston wieder sehr lebhaft, „aber dies ist gewiß: der Paragraph bedeutet für Ihr Land Handschellen. Sehen Sie den Fortschritt in Amerika, wo wir, ungebeugt durch das, was Sie selbst mißfällig den ‚grünen Tisch' nennen, vorankommen. Von diesem aus bevormundet man Ihren

Bau, Ihr Kapital, Ihre Bilanzen, die Qualität Ihrer Produktion. Bei uns ist dies alles frei. Jeder kämpft sich voran, wie er will. Er hat die Rechte, deren er mächtig ist."

Daniela, die gerade wieder einmal hereingekommen war, blieb hinter ihrem Vater und ihrer Schwester stehen und hörte zu.

„Aber bei Ihnen," sprach Wallrode, „ist die Kapitalisation auch oft eine unechte. Scheinwerte werden ins Publikum gebracht. Die Bilanzen geben nur allgemeine Angaben. Das raubt die Kontrollmöglichkeit."

„Kommt überall vor, lieber Herr, auch in Europa," bestätigte Mark Alveston mit einem Lächeln, das Nachsicht gegenüber dem pedantischen Einwurf anzudeuten schien. „Beweist nichts gegen die Großzügigkeit unsrer Einrichtungen und deren Zuträglichkeit."

Er machte abermals, sich nach vorn gegen den Tisch beugend, die Fingerbewegung, als schüttle er die Asche von der Zigarette, trotzdem sie inzwischen ausgegangen war.

„Darf ich Ihnen einige Zahlen sagen, meine Herren?" sprach er. Er saß in stolzer, ungezwungener, zufriedener Haltung, wie jemand, der gewohnt ist, es liebt und genießt, der Mittelpunkt zu sein, „einige Zahlen, meine Herren, die Ihre Ehrfurcht erwecken werden. In den letzten dreißig Jahren ist die Produktion der Vereinigten Staaten auf allen Gebieten derart gewachsen, daß beispielsweise, soweit mein Gedächtnis die Zahlen beherrscht, die Zunahmen betrugen: in Wolle 86 Prozent, in Mais 92, in Weizen 217, in Baumwolle 302, in Kohle 806, in Eisen 887 und in Stahl, in Stahl, meine Herren, 19753 Prozent. Die Ausfuhr hat sich um 485 Prozent gesteigert und das Vermögen an Spar- und Depositengeldern um 101. Ich sagte, dies seien Zahlen, meine Herren? Nein, es sind nicht nur Zahlen, es sind Rufe. Sie jubeln es hinaus in die Welt, was Amerika ist und kann. Sie sprechen für die Größe des Landes, für seine Unerschöpflichkeiten. Sie sagen es allen: nehmt nur Teil an diesem ungeheuren

Aufschwung! Wollet nur, um ihn mitzugenießen! Sie sagen es aus, diese Zahlen, was Fleiß und Unternehmungsgeist können. Sie feuern an, daß jedermann erwecke und in Fluß bringe und der großen Bewegung angliedere, was an Kräften, an Intelligenz in ihm verborgen liegt."

Der Glanz einer stolzen Begeisterung lag auf seinem Gesicht.

Alle lauschten fast atemlos.

Daniela sah ihn wie hypnotisiert an. Sie fand dies alles ungeheuer fesselnd. Ihre Augen leuchteten. Das Feuer aus Alvestons Worten wirkte auf sie hinüber. Die Beherrschung der Dinge machte ihr großen Eindruck. Daß er all diese Zahlen so wie von ungefähr vorbringen konnte, zeigte ihn als Mann, der weite Gebiete übersieht.

‚Ach,' dachte sie, ‚das ist großes Leben.'

Und das enge bißchen Welt, in dem man selbst stand! Wie kleinbürgerlich mußten Mark alle Menschen und alle Verhältnisse vorkommen.

Sie seufzte ein wenig und sah ängstlich zu Wallrode hinüber, der neben Alveston saß, obgleich gewiß niemand den leisen kleinen Seufzer, der eigentlich nur ein tieferes Atemholen gewesen war, hatte hören können.

Aber dennoch sah Wallrode sie an, so merkwürdig wachsam — fast erschreckt. Sie wandte mit trotzigem Ausdruck ihren Blick fort. Es reizte sie, daß jede ihrer Mienen bewacht ward. Und ohne zu wissen, daß nicht dieser ihr kindischer Seufzer schnell erregbarer Phantasie den Mann erschreckt hatte, sondern die Hingerissenheit ihres Ausdrucks, mit dem sie den Redner ansah, vertiefte sie sich ganz ins Zuhören und ließ keinen Blick von Alvestons beweglichem Gesicht.

„Und was das Petroleum anbetrifft, meine Herren, so hatte 1901 Rußland noch einen ganz kleinen Vorsprung in der Produktion. Ich glaube zwei oder drei Millionen Barrels. Seitdem hat Amerika Rußland geschlagen. In Texas sind Öllager von ungeheurer Ergiebigkeit entdeckt worden. Im ersten Jahr, meine Herren, im ersten, einem

einzigen Jahr, kamen schon vierzehn Millionen Barrels Öl zur Versendung. Mein Gelände ist natürlich von weitaus bescheidenerem Umfang als das dieser Gesellschaft oder das der Pacific Coast Oil Company. Aber die Ergiebigkeit der Quellen, nicht die Ausdehnung des Geländes macht ja den Wert. Meine Kalkulationen sind so, daß bei einer Produktion von bloß fünftausend Barrels pro Tag sich die Kapitaleinlagen mit zweihundertdreißig bis zweihundertfünfzig Prozent verzinsen müssen. Es ist für Amerika ja kein grandioser Verdienst, es gibt Unternehmungen, die über fünf- und sechshundert Prozent bringen. Aber immerhin werden die Teilhaber ein nach deutschem Maßstab großes Geschäft machen. Sie werden in einem Jahr, längstens in zweien ihr Kapital verdreifachen, so wie ich die Aktien der Alveston Oil Company auf den Markt bringe. Daß dies nicht unter einem Kurse von zweihundertvierzig geschehen wird und soll, ist gewiß."

Er lächelte. Wer dies unaussprechlich beredte und zugleich zurückhaltende Lächeln beobachtete, mußte davon bezaubert werden. Es war das Lächeln eines Mannes, der seine eigne Umsicht und Vorsicht ein wenig bespötteln darf, weil sie zu weitgehend ist. Und nun setzte er auch noch hinzu: „Ich bin zu bedenklich, zu vorsichtig. Sonst würde ich noch ganz andre Ziffern nennen, wozu mich die Lage der Dinge durchaus berechtigte."

„Kinder, Kinder — ja, da können wir Hamburger nicht mitsprechen," sagte Onkel Geo voll Andacht.

Nun war wirklich der Ausdruck seines Gesichtes einmal unzweideutig. Ja, wo Zahlen aufmarschierten!

„Vielleicht fühlen Sie es mir nach, meine Herren, daß es mir eine gewisse Genugtuung bereitet, in erster Linie meinem Schwiegervater diese außerordentliche Chance zugänglich machen zu können. Aber natürlich nur, wenn's ihm Spaß macht. Die individuelle Freiheit über alles. Macht's Ihnen keinen Spaß, Papa, so bleiben Sie bei Ihren Konsols und begnügen sich mit dem Zuschauervergnügen — denn den Ehrgeiz hab' ich, das gesteh' ich

frei, ich möchte, daß meine Sachen Ihnen Freude bereiteten."

Margritt streichelte ihrem Vater leise die Hand und sah zärtlich lächelnd zu ihm auf. Ihr Gemüt war voll glücklicher Bewegung, dies mußte Papa doch rühren, wie viel Vergebung und Großmut in ihres Gatten Haltung lag. Er, der reich und mächtig Gewordene, trug es nicht nach, daß ihn einst Mißtrauen schlecht behandelt hatte.

Engelbert nickte seiner Tochter zu.

Auf den brennenden, gespannt auf ihn gerichteten Blick des Schwiegersohnes antwortete er nur mit einem etwas verlegenen Lächeln.

„Ja," sagte er, „ich bin ja woll von Natur aus bloß zum Zuschauer veranlagt."

„Junge," rief Onkel Geo, „du wärst ja beinahe 'n Narr ..."

Das allgemeine Stimmengewirr, das sich brausend erhob, verschlang seine Worte und man erfuhr nicht, ob Onkel Geo meinte: „ein Narr, wenn du nein," oder: „ein Narr, wenn du ja sagst." Der Vortrag Alvestons hatte sie alle ungewöhnlich unterhalten und erregt. Das verführerischste aller Bilder, das des Reichtums, huschte schnell durchs Zimmer und funkelte im Widerschein aller Blicke und klirrte mit seinem Goldklang in aller Ohren und riß mit seinem rasend raschen Aufwärtsflug alle Vorstellungen wie in einem Wirbel mit.

Da dieses alles aber nicht zwischen ernsten Kontorpulten und vor den geheimnisvoll eisernen Gesichtern starrer Geldschränke gesprochen war, sondern bei Kaffee und Likör, so ward es im letzten Ende doch nur als Unterhaltung bewertet, und das Interesse löste sich in humoristischen Vorschlägen und Neckereien aus.

Hartwig Mallinger aber stand stumm. Sein Herz klopfte. Er fühlte sich schwer beunruhigt. Das schöne Organ des Mannes, die Anmut, ja, die Anmut, Wärme und Sicherheit seiner Sprache mußte ja alle verführen. ...

‚Was ist das alles?' fragte er sich, ‚was für ein Mann,

was für Verhältnisse? Zu diesem Mr. Pembroke sprach er von den reichen Mitteln seiner Frau; Margritt sagt, daß ihre bescheidene Mitgift unberührt daliegt! Von Tante Hanna nimmt er Geld! Aber was sind denn Tante Hannas hunderttausend Mark? Nichts, bei solchem Unternehmen. Vielleicht wollte er ihr wirklich den Vorteil zuwenden. . . . Wer dies alles übersehen könnte. . . .'

In diesem Augenblick steckte Tante Minna den Kopf ins Zimmer.

Sie meldete, daß es für sie Aufbruchszeit sei und daß sie sich nur erkundigen wolle, ob ihr Bruder Geo oder ihr Neffe Fred sie begleite, denn in dieser Gegend traue sie sich nicht die drei Minuten allein bis zur Elektrischen.

Wenn sie mit starker Betonung sagte: „Ich gehe," meinte sie eigentlich damit, daß alle gehen sollten. Es wirkte auch, wie immer, suggestiv, und die ganze Gesellschaft erhob sich. Draußen fuhr auch gerade Gräfenhains Wagen vor, man sah die glühenden Laternen eine Kurve beschreiben, indem der Kutscher im Vorfahren gleich die Richtung für die Abfahrt nahm.

Mark Alveston sagte, daß er um das Vergnügen bäte, Tante Minna geleiten zu dürfen, bis sie in der Stadt umgestiegen sei und ihre Linie getroffen habe.

„Du willst noch fort?" fragte Margritt wie erschreckt.

„Ich muß noch notwendig Mr. Pembroke sprechen, der morgen nach Paris weiterfährt."

Hartwig sah, daß auf dem Gesicht der Frau all der glückliche Ausdruck hinweglosch, der es den Abend über erhellt hatte. Und er dachte auch daran, daß er diesen selben Mr. Pembroke zufällig vom „Hamburger Hof" aus hatte mit vollem Gepäck abfahren sehen. Vor drei Tagen schon, ganz gewiß. Er, Hartwig, hatte müßig unterm Portal des Hotels gestanden und auf das Straßenleben des Jungfernstiegs und das Alsterbassin hinausgesehen, und betrachtet, wie die sonnige, durchstäubte Luft alle Farben milde machte. Da kam Pembroke vorbei und gönnte dem Reisegefährten ein flüchtiges Lebewohl. . . .

Im Durcheinander des Aufbruchs sagte Wallrode dem geliebten Mädchen gute Nacht. Und aus ihrer Unfertigkeit heraus, heraus aus ihrem gärenden Zustand voll Gereiztheit und Abhängigkeit, voll Freiheitsdrang und geheimem Hingebungsbedürfnis verlangte es sie, ihn zu ärgern, schlechtweg zu ärgern.

„Heute haben Sie sich hoffentlich gut unterhalten," sagte sie, „das war doch großartig, was Alveston uns alles erzählte. Ich wollte, Papa beteiligte sich an dieser Sache."

„Lockt Sie der Reichtum?" fragte er und sah sie fest an, als wollte er sie warnen: Bist du im Begriff, dir oder mir etwas vorzumachen?

„O nein, gar nicht. Sie wissen, ich bin einfach gewöhnt. Aber die grandiose Betätigung finde ich berauschend. Und die Herrscherkraft, die sich darin ausdrückt, begeistert mich. Das ist doch etwas andres als dies ängstliche, kleine, atemlose Arbeiten im Pflug des spießbürgerlichen Berufslebens. . . ."

Mark Alveston, der fast neben ihr gestanden hatte, ohne daß sie es wußte, sagte: „Bravo!"

Und er lächelte wie ein Mann, der die Bewunderung der Frauen gewohnt, aber nie von ihr übersättigt ist.

Daniela wurde rot. Und das steigerte nur ihre Erregung. Aber irgendwie kam es ihr nun plötzlich vor, als sei sie die Beschämte, als habe sich eben etwas Wichtiges und für sie Ungünstiges begeben.

Und sie behielt den erstaunten, traurigen Blick beunruhigend deutlich im Gedächtnis, mit dem Wallrode von ihr zurücktrat.

Viertes Kapitel.

„Eigentlich ist es unglaublich," sagte Tante Hanna; „wenn ein Mensch mit einem beispiellosen Zeichentalent und

Farbengefühl mit Gewalt verhindert wird, Maler zu werden, oder wenn man aus einem kolossal Stimmbegabten keinen Sänger macht, wird von Unrecht gegen die Absichten der Natur gesprochen. Gegen Männer, die in ihrer Jugend durch väterliche Tyrannei oder sonstige Verhältnisse in einen verkehrten Beruf gedrängt wurden, bleibt man im Urteil nachsichtig, wenn sie nichts Rechtes aus sich machen. Aber wenn ein Frauenzimmer, das ganz und gar zur Gattin und Mutter begabt war, um die Möglichkeit kam, ihr Talent zu betätigen, dann macht man gar kein Wesen davon und hat keine Nachsicht mit etwaigen Unausgeglichenheiten."

Dergleichen Vorträge hielt sie Hartwig oft. In der Praxis hatte sie sich ganz mit ihrem Schicksal abgefunden, aber in der Theorie mochte sie doch gern noch ein bißchen daran herumdeuten und schelten, besonders wenn man sie gereizt hatte.

Ihr war eine Äußerung von Oskar überbracht, die Emilia mit ihrem monotonen „O yes" bekräftigt habe. Sie, Tante Hanna, solle zu anmaßend sein, was weder ihrer Stellung als altes Mädchen noch ihrer Vermögenslage zukäme. Aber eben, es käme, weil ihr die Erziehung durch den Mann fehle.

Hartwig beruhigte sie und sagte ihr, kein Mensch fände sie anmaßend, Gräfenhains hätten wohl keine Aufnahmefähigkeit für die Note der heiteren Unabhängigkeit in ihrem Wesen.

Das Wort griff sie auf.

„Ja, heitere Unabhängigkeit, das ist es. Was es mich gekostet hat, sie zu erwerben, ist mein Geschäftsgeheimnis — wenn ich solche Worte auf Seelisches anwenden darf. Und dann: Vermögenslage? Hab' ich nicht mein solides Auskommen? Bin ich nicht zufrieden? Ich habe mich, wenn ich mich mal selbst loben darf, großartig eingerichtet innerhalb meiner Grenzen. Die Miete für das Parterre deckt die Zinsen für die Hypothek, die auf dem Haus steht. Fräulein Puttfarken im zweiten Stock kann ja keine große

Miete zahlen, die Wohnung ist zu klein und altmodisch. Aber das und meine Zinsen zusammen gestatten mir doch dies nette Leben. Daß ich's hab', erkenne ich dankbar als Glück. Hat mir wahrscheinlich auch das Altjungferntum erleichtert. Mit sich zu tun haben und dabei arbeiten müssen oder darben, muß schwer sein. Na, und wenn ich nun durch Alveston so viel Zinsen mehr mache, gleicht es sich wieder mehr aus, und ich kann's besser haben. Mehr so wie früher, ehe alles so blödsinnig teuer war. Wir haben ja direkt englische Preise jetzt in Hamburg — aber leider Gottes noch keinen englischen Reichtum. Mark, dem ich das neulich vorjammerte, meinte, ich solle für den Rest meines Geldes nur Aktien der Alveston Oil Company nehmen. Wie gern! Aber an die fünfzigtausend kann ich nicht 'ran, die stehen noch im Familienhaus am Deich. Was mein Bruder woll für 'n erstauntes Gesicht machte, wenn ich die mit 'n mal kündigte!"

Sie war ja selbständig; dennoch, in jenem Abhängigkeitsgefühl, das sich immer zwischen Familienmitgliedern herausbildet, die nahe bei einander leben, fürchtete sie seine Kritik.

Durch ihr bewegliches Gemütsleben ging wieder einmal das Entzücken über Alvestons fürsorgliches Wesen.

„Ich sage Ihnen, ein Sohn kann nicht zärtlicher sein zur Mutter. Er denkt immer an mich und wie ich's glänzender haben könnte. Will ich im Grunde ja auch gar nicht. Gott, man kann zufrieden sein. Nicht? Ich habe, was Sie sagen: meine heitere Unabhängigkeit. In meiner Jugend wollt' ich ja mehr. Aber mein gerettetes Boot ist auch behaglich."

„Und Sie haben das Herz und den Platz, Freunde mit darin aufzunehmen," sagte Hartwig dankbar.

Er war ja nun wie von selbst in eine Art Lebensgemeinschaft mit dem alten Fräulein gekommen. Sie fühlten sich geradezu füreinander bestimmt.

Sie waren beide Resignierte, wenn auch auf ganz verschiedene Art und mit ganz trügerischen Merkmalen. Von

weitem gesehen wirkte Fräulein Hanna nie resigniert, weil sie weder verklärt noch gelassen schien, sondern ganz einfach fröhlich und gutgelaunt. Dem Doktor Hartwig Mallinger traute aber kein Mensch etwas andres zu wie eine stille Ergebenheit in ein Schicksal, das besiegelt schien.

Daß er sich niemals so mit dem Dasein verbunden gefühlt hatte wie jetzt, merkte ihm niemand an.

Er genoß seltsame Erregungen. Er war wie besessen von einer Idee, einem Vorsatz.

Von der Idee, in einen Menschen hineinzusehen ...

Von dem Vorsatz, sich die Kenntnis einer fremden Seele zu erzwingen.

Und wußte doch, daß man kaum in sich selbst hineinsehen kann. Daß auch der klarste und einfachste Mensch zuweilen von dem Gefühl angstvoll durchschauert wird, als laure unter seinem Wesen noch dunkel und unerweckt ein andres, das er, zu seinem Frieden, besser unerforscht, undeutlich weiterdämmern läßt. Weil es ihn um alle Würde bringen könnte, wenn es sich freimachte. ...

Er wollte wissen, was für ein Mann der Gatte der angebeteten Frau sei. ...

Mit den paar groben Kenntnissen, die sich aufdrängten, war leicht fertig zu werden.

Hartwig hatte sich im Hotel erkundigt, ob Mr. Pembroke wieder zurückgekehrt sei, nachdem er ihn vor ein paar Tagen habe abreisen sehen. Nein, keineswegs. Also Mark Alveston hatte gelogen.

Eine ganz gewöhnliche Männerlüge. Ein ganz billiger Vorwand, um zu später Abendstunde noch auszugehen.

Hartwig würde das nicht unerbittlich verurteilt haben. Von jedem Mann hätte er's mit Achselzucken gehört. Lauf der Welt. Männerart. Was ging es ihn an. Mochte jeder sehen, wie er's trieb. Wein oder Weiber oder Spiel. Egal. Die erzwungene Vorsicht in seiner eignen Lebensführung sollte ihn nicht zum prüden Richter machen.

Dieser aber war Margritts Mann.

Und Hartwig forderte als Ausgleich für die Entsagung,

die das Schicksal ihm auferlegt, dies eine: Glück für die geliebte Frau.

Weil sie ihm die Unerreichbare geblieben war, deuchte sie ihm so hoch, so auserlesen, schien ihm der Mann, den sie liebte, durch ihren Besitz so begnadet, daß er von diesem Anbetung und Dankbarkeit, alle Reinlichkeiten und Zuverlässigkeiten der Seele als Opfergabe für die Frau verlangte.

Was er jedem Mann nachgesehen hätte, konnte er dem Gatten Margritts niemals verzeihen.

Es bedurfte keiner feinen Spürkünste, um festzustellen, was sich ihm als das Wahrscheinliche gleich aufgedrängt hatte. Eine Erkundigung beim Einwohnermeldeamt ließ ihn in Erfahrung bringen, daß die imposante Sängerin, mit der Alveston sich an Bord so lebhaft beschäftigt hatte, in Hamburg sei. Sie wohnte in St. Georg, in der einseitig bebauten Kirchenallee, nahe dem deutschen Schauspielhaus, fast gegenüber dem Hauptbahnhof. Hartwig brauchte nur durch die große Halle des Bahnhofs zu gehen, wenn er vor der Wohnung dieser Dame zu spionieren wünschte. Der Bahnhof baute sich mit all seinen Abteilungen über der Schlucht des einstigen Stadtgrabens zwischen den beiden Stadtteilen auf, und während drunten die Geleise sich entlang zogen, füllte oben der Bau den Raum und stand wie auf einem Riesenplatz zwischen der Kirchenallee von St. Georg und dem Glockengießerwall der Altstadt.

Und Hartwig ertappte sich zu seinem Ärger denn auch dabei, daß er zu späten Abendstunden, wenn er Alveston in der Stadt wußte, unter den alten Lindenbäumen der Allee auf und ab lief, dabei dachte er über Dinge nach, die für ihn früher keine Fragen gewesen waren.

Er wußte wohl: das Fleisch will manchmal was Unreinliches oder Unredliches. Das ist wie ein Teil Leben für sich, hat mit den Werten eines Mannes, vielleicht sogar mit seiner Ethik nichts zu tun. Sinnlichkeit ist Zufall, wie jede besondere Naturgestaltung. Und wenn es

auch ganz gewiß banal und geradezu jünglingshaft geschmacklos war, daß Alveston sich durch diese Art von Weiblichkeit noch fesseln ließ — darum konnte er doch ein ganzer, guter, wertvoller Kerl sein.

Wenn Margritt nicht durch seine derartigen Treulosigkeiten litt . . .

Aber das war's ja gerade. Sie litt — sie litt. Und diese Vorstellung reizte ihn immer wieder so, daß er sich förmlich vom Haß auf Alveston gehoben und gekräftigt fühlte.

Er suchte auch Mittel und Wege, Alvestons geschäftlicher Tätigkeit nachzuspüren. Er schrieb eine Anzahl von Briefen an Menschen, die er in Kalifornien kennen gelernt hatte. Es waren keine „prominenten Leute", sie wohnten weit weg von Alvestons Wirkungskreisen. Aber der eine oder andre konnte Beziehungen haben, sich seinerseits weiter umhören. Und er suchte Herrn Fred Engelbert, den Disponenten des Hauses William Krüger, auf. Er sagte ihm: „Ich möchte mich vielleicht an der Alveston Oil Company mit dem größten Teil meines Kapitals beteiligen. Als kränklicher Mann darf ich aber nichts riskieren. Ich bitte Sie, wenn Sie drüben sind und Zeit und Reiseroute es Ihnen irgendwie gestatten, sich das Alvestonsche Unternehmen anzusehen und sich nach den Grundlagen und Aussichten zu erkundigen. Es soll von Beaumont aus noch einen Tag Wagenreise landeinwärts sein."

Engelbert sagte, daß er seine Reise durch die United States in Galveston zu beenden und dort sich wieder einzuschiffen habe. Es werde sich also wahrscheinlich einrichten lassen. Er versprach die erbetene völlige Verschwiegenheit über diese Unterredung, wie auch über den erhaltenen Auftrag. Da er aber ein sehr weiser junger Mann war, den zu hören man erst vor kurzem anfing, setzte er gleich beratend und versichernd hinzu, daß seines Erachtens alle Erkundigungen fast lächerliche Vorsicht seien angesichts der genialen und von den vornehmsten Verbindungen getragenen Persönlichkeit des vermögenden Herrn Mark Alveston.

‚So wirkt er! So auf alle,‘ dachte Hartwig und stellte seine Empfindungen abermals und immer wieder vor das strenge Gericht der Selbstkritik. Er durchforschte sie: Seid ihr Eifersucht? Seid ihr vielleicht gar der geheime Wunsch, „sie“ möchte elend mit dem Mann sein, um sich nach mir zu sehnen?

Wer Erfolg haben will, muß monoman sein. Hartwig wurde monoman in seinem Vorsatz.

Er erkannte: all diese Linien, die er zu verfolgen suchte, waren grobe Linien. Sie führten schließlich vielleicht nur um den Mann herum, anstatt in ihn hinein.

Er dachte wieder an das kleine orangefarbene Büchlein, das er an Bord in Alvestons Hand gesehen, in dem er dann selbst mit zitternden, hastigen Fingern wie in unerlaubter Horcherzudringlichkeit geblättert. Er erinnerte sich des Gesprächs am Ende der Reise.

Und das wurde ein Zwang. Er ging hin und holte sich „Der Einzige und sein Eigentum“. Und aus diesem Stirnerschen Werk, nach dem Alveston aus Zufall, aus Neugier, zur Vervollständigung philosophischer Studien gegriffen haben konnte, konstruierte sich Hartwig Mallinger nun den Mann.

Und ganz allmählich erfüllte es ihn völlig mit dem Geist des Buches. Er schuf sich einen Mark Alveston, der stieg empor auf den granitenen Sätzen des Selbsttums, die das Fundament des unerhörten Werkes bildeten.

Er geriet in den festen Glauben hinein, daß er anfange, diese Seele zu erkennen, während nur seine Voraussetzungen sie geradezu gestalteten.

Und wenn in Anwandlung von Nüchternheit ihm dies klar werden wollte, fühlte er in heißer Aufwallung: Haß und Treue sind prophetisch. Haben elementare Spürfähigkeit — ein ganz simples und doch unheimliches Erraten . . . kindlich und tiefschürfend zugleich . . .

Eine geheimnisvolle Gewißheit erfüllte und beruhigte ihn: ja, so wie er ihn sah, war Mark Alveston.

D i e s e n konnte er hassen, durfte, mußte er hassen,

nicht nur aus Eifersucht, aus dem Winkel seines Entsagungselends heraus, sondern aus heiligsten, starken, reinen Gründen. Den hätte er bekämpft, auch wenn kein Weib zwischen ihnen stünde.

Diesen, dem alles unheilig war, was ihm für heilig galt!

Er glaubte an den Emporstieg der Menschheit. Und er dachte, daß all diese kleine, unscheinbare, zähe Arbeit des einzelnen an der eignen Reife sei wie die Tätigkeit eines winzigen Rädchens, das doch die ungeheure Vorwärtsbewegung mittreiben hilft. Er glaubte, daß jede leise Tat der Nächstenliebe wichtig sei wie Mörtel zwischen Bausteinen. Er fühlte, daß jedes stille Opfer eine Stimme habe und den aufrichten helfe, der es zufällig erkenne.

Jener aber verspottete die Menschen, die andre Menschen zu beglücken wünschten. Er nannte sie, wie er wagte auch Gott zu nennen: zudringlich im Streben zu beseligen.

Er, Hartwig, hielt sich an das eine, heilige, große Wort, das die ganze Kultur trägt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst."

Und der andre warf diesem Wort sein kaltes, hartes triumphierendes entgegen: „Mir geht nichts über Mich."

Und offenbar: auch darin folgte Alveston der Anschauung seines Philosophen: die Heiligkeit der Ehe war ihm eine fixe Idee; die Idee leugnen heißt den Ehebruch aufheben.

Hartwig machte sich zum Wächter des Mannes, den er halb ergründete, halb erriet. Er behorchte jedes seiner Worte auf einen geheimen Untersinn. Er durchforschte jeden seiner Aussprüche auf den innersten Zusammenhang mit dem Stirner-Alveston, den er sich aufbaute. Er siebte sein ganzes Gebaren durch, um zu sehen, ob die greifbaren und bemerkbaren Handlungen nicht eine feine Spur abstäubten, aus der man gefährliche Nebenmischungen erraten könne.

Und wenn dieses Mannes Art ihn reizte oder wenn die holde Frau von verborgenen Leiden wie gefoltert schien,

dann dachte er böse und drohend: ‚Du hast es selbst gesagt: wenn das, was dir recht ist, den andern nicht recht ist, so mögen sie sich wehren ...‘

Er fühlte, daß seine Treue zum Schützer der geliebten Frau bestellt sei. Und wenn sie ihn denn eines Tags brauchen sollte: ‚Ich bin auch zu allem berechtigt, dessen ich mächtig bin.‘

Denn ganz unversehens erging es ihm in diesem Kampf, der noch ein Kampf der Gedanken war, wie es Ringenden auf dem Schlachtfeld geht: einer entreißt dem andern die Waffe und erschlägt zuletzt den Gegner mit dessen eignem Schwert. ...

Die nahe Freundesstellung, die Hartwig zu dem alten Fräulein hatte, brachte es mit sich, daß er gleichsam als Familienmitglied gerechnet wurde.

Alvestons waren in die Stadt übergesiedelt. Mark hatte erklärt, es sei für ihn durchaus wünschenswert. Er bestand aber darauf, daß Margritt im Vaterhause bleiben solle, um die Intimität des Zusammenlebens mit den Ihrigen besser zu genießen. Daniela fand, daß dies sehr rücksichtsvoll von Alveston sei, und selbst Herr Engelbert schien es freundlich und dankbar zu empfinden. Tante Hanna aber, die das ängstlich lächelnde Gesicht Margritts sah und ihre zwischen Zustimmung und Unschlüssigkeit schillernde Haltung, deutete dies auf ihre Weise und mischte sich hinein. Sie hatte wundervolle Vorstellungen von dem Liebes- und Eheglück der einst durch ihre Energie schließlich Vereinten. Sie sagte, man dürfe junge Eheleute nicht trennen, und Margritt müsse mit in die Stadt. Das Paar könne bei ihr wohnen, man werde sich etwas behelfen mit den Räumen, es schade nichts.

Mark Alveston erfuhr, daß man in einem Familienkreis wie in einer Gefangenenkolonie lebt, daß persönliche Freiheit und ein ungebundenes Kommen und Gehen sich gar nicht herausbilden können innerhalb einer Gemeinschaft, wo jeder wie von selbst auf den andern achtete. Es bedurfte seiner ganzen Gewandtheit und eines sehr aus-

giebigen zärtlichen Streites mit Tanta Hanna, bis es ihm gelang, wenigstens sich aus dem Strom ihrer Güte herauszuretten.

So wohnte nun Margritt bei ihr, während er sich in einem Hotel in der Nähe ein Zimmer genommen hatte.

Und nun konnte bei fast täglichen Begegnungen Hartwig seine Gier stillen, am Wesen dieses Mannes herumzutüfteln, der ihm zweideutig erschien in allem, was er tat und sagte.

Und es konnte nicht ausbleiben, daß Alveston diese zäh auf sich gerichtete Aufmerksamkeit spürte, daß sie ihm auffallen mußte, weil sie von einem Manne kam, über den er hinwegsah wie über einen Statisten.

Mit seinen lebhaften, fast immer von irgend einer raschen, starken, inneren Bewegung glänzenden Blicken streifte er nun seinerseits manchmal aufmerksam Hartwig, der immer das Aussehen eines bedrückten, erschöpften Grüblers hatte.

Durch ein paar kluge, humoristische Fragen bei Tante Hanna erfuhr er dann eines Tags, daß dieser ernsthafte Doktor Mallinger ein alter Anbeter Margritts sei. Denn Tante Hanna war nun einmal durch ihre Anempfindungsfähigkeit für alles, was Liebe hieß, zur Diplomatin völlig verdorben. Kaum daß sie aber das Herzensleben ihres Schützlings preisgegeben hatte und aus lauter Rührung über so viel Treue zur Verräterin geworden war, kam ihr auch schon die Angst vor Konflikten, und sie schwor Mark mit wunderschönen, sehr pathetischen Worten zu, daß Hartwig ein Ehrenmann sei, der niemals den Blick mit unlauteren Wünschen zu Margritt erheben werde.

Mit diesen Schwüren erlebte sie einen so großen Heiterkeitserfolg, daß sie es übelgenommen haben würde, wenn ihr nicht gleich Mark Alveston mit Feuer und Innigkeit die Hände geküßt und ihr gesagt hätte, daß sie anbetungswürdig sei.

Man lebte sehr unruhig in dieser Zeit. Die ganze Familie drängte sich förmlich dazu, Alveston und seine

Frau zu feiern. In allen Kreisen, die nur irgendwie mit der weitverzweigten und geachteten Sippe der Engelberts zusammenhingen, sprach man von dem anziehenden Manne und dem Glück, das Margarete Engelbert gemacht habe, ein Glück, das ihr, auch der Wohlwollendste mußte es zugeben, ein wenig in der bekannten unwählerischen Laune des Schicksals zugefallen war. Denn Margarete war doch keineswegs bedeutend. Ja in Gesellschaften war sie beinahe ebenso mühsam für andre wie ihr stiller Vater. Unter vier Augen konnte man manchmal gut mit ihr reden. Aber unter vielen gab sie nichts her und glänzte nicht. Ja sogar ihre schönen Kleider würden an einer andern Frau, die verstanden hätte, anspruchsvoller aufzutreten, mehr bemerkt worden sein.

Wahrscheinlich genügte sie dem Gatten nicht. Aber das war ja gerade das Bezaubernde an ihm: dieser Ton geduldiger Güte, den er hatte, wenn er mit ihr sprach.

Und die Frauen der Familie schwärmten für Alveston, nicht nur, weil er jeder mit besonderem Blick und Lächeln sich zuzueignen schien, sondern weil er ihnen das dem weiblichen Instinkt so befriedigende Schauspiel gab, auch in der unter ihm stehenden Frau noch die Ehe und das Geschlecht zu ehren. Es sättigt weibliche Seelen so angenehm, wenn sie es feststellen können, daß ein andres Weib sich unter dem Niveau ihres Geschicks befindet, dem sie — die Beobachterinnen — sich unbedingt gewachsen gefühlt hätten.

So kam, unbemerkbar wie, vielleicht nur als Widerhall von Mark Alvestons geduldiger Güte, ein etwas gnädiger Ton gegen die junge Frau auf, den Hartwig voll wachsender Erbitterung heraushörte. Und der ihn förmlich aufhetzte und anspornte, seine eigene heiße, ehrfurchtsvolle Verehrung für sie desto eindringlicher darzutun.

Bei all den festlichen Familienmahlen sprach man immer irgendwie von Alvestons Oil Company. Die Frauen wünschten brennend, daß ihre Männer sich an dieser glänzenden Sache beteiligen sollten. Die einen malten sich

aus, dann (wenn dieser großartige Verdienst hereinfloß) wollten sie ihr Haus dem langersehnten Umbau unterziehen. Die andern träumten davon, daß man endlich Fuhrwerk halten und wenn möglich Vetter Oskar Gräfenhain noch übertrumpfen könne. Hier war eine Tochter, die gern einen unbemittelten Offizier geheiratet hätte und nun die Erfüllung ihres Wunsches für möglich zu halten anfing. Dort eine andre, schon verheiratet, die brennend ersehnte, der Familie ihres Mannes gegenüber mehr zu bedeuten. Kurz, in allen Frauen des Kreises erwachte immer stärker die Sehnsucht nach größeren Verhältnissen. Man war wohlhabend und bisher damit leidlich oder völlig zufrieden gewesen. Nun wollte man reich sein.

Aber die Männer, jeder nur auf seinem Spezialgebiet entschlossen, scharfsinnig und von begrenztem Wagemut, hatten dem ihnen fernliegenden Unternehmen im fremden Land gegenüber die nachdenkliche, schwerbewegliche Haltung der vorsichtigen norddeutschen Kaufleute. Der eine brauchte in der Tat sein Kapital im eigenen Geschäft und setzte es unaufhörlich darin um. Der andre war durch Kontrakte mit einem Teilhaber gebunden und durfte der Firma kein Geld zu Sonderzwecken entziehen. Dritte waren ängstliche Sparer, hatten sich mal irgendwie verbrannt und scheuten nun das Feuer eines Wagnisses. Oskar Gräfenhains Haltung blieb unklar. Es schien, als denke er sich auch in dieser Sache als der Matador der Familie zu erweisen und als wünsche er den andern zu imponieren als Kaufmann von weitem Blick. Warum er eigentlich mit einer Erklärung zögerte, ward nicht verständlich. Jedenfalls sah man ihn oft intim und aufmerksam Alveston fragen und hören.

Sonst aber mußte Mark Alveston schon nach wenig Wochen erkennen, daß das, was er „bringen" wollte, nicht angenommen wurde, daß er innerhalb der Familie niemand mit den Vorteilen der Teilhaberschaft an der Alveston Oil Company bereichern konnte, zu bereichern brauchte.

Er fuhr oft nach Berlin. In Geschäften, sagte er.

Darüber gab man auch in der Familie keine näheren Erklärungen ab. Das war das einzige Paßwort zur freieren Beweglichkeit. Geschäfte waren immer wichtig, nie ein Stoff für neugierige Fragen, flößten immer Respekt ein. Auch nach Brüssel und nach Paris reiste Alveston.

Er kam oft ermüdet zurück. Ein Zug von Gereiztheit und Abgespanntheit blieb nach und nach in seinem Wesen und setzte sich ganz fest darin.

Und Hartwig fing an herauszuhören, daß die Gespräche über Amerika und den Aufschwung Amerikas und die Chancen der Alveston Oil Company immer gewaltsamer aufs Tapet gebracht wurden. So sehr, daß schon sogar Onkel Geo einmal zu Hartwig sagte: „Finden Sie nicht, lieber Doktor, aber ums Himmels willen unter nanous: Engelbert sein Schwiegersohn preist seine Gründung 'n bißchen zu dicke und zu nervös an.“

Wie unklug. Wie seltsam unklug von einem so intelligenten Mann. Zehnfach unklug, wenn er in der Tat nichts „bringen“, sondern sich vielleicht dringlichst etwas „holen“ wollte.

‚Ja, sein Temperament, sein heißes, ungezügeltes, ungeduldiges Temperament,‘ dachte Hartwig.

So gingen die Wochen. Es wurde Ende August. Man lebte stiller, denn die Reisezeit riß den weiten Kreis auseinander.

Um diese Zeit geschah es, daß draußen am Ausschlägerelbteich ein Verbrechen sich ereignete, das sie alle und besonders Daniela aufs höchste erregte. Denn es war fast vor der Tür des Engelbertschen Hauses geschehen.

In Wahrheit hatte Daniela in ihrem nach vorn gelegenen Zimmer nicht das mindeste von dem schrecklichen Ereignis bemerkt. In ihren Schlaf hinein war nicht der Hilfeschrei gedrungen, den der Ermordete vielleicht noch ausgestoßen hatte, ehe sein Feind ihn mit dem Messer erstach. Und schon lange, ehe sie im Hause ihr Tagwerk begonnen, war der Tote fortgeschafft worden, und kein Polizist war mehr zu sehen, als Daniela ihre Fenster

öffnete, um die linde Morgenluft des Hochsommertages hereinzulassen. Sie erfuhren erst ungenaue Tatsachen, als die Gemüsefrau kam und, zwischen ihren länglichen, mit den fahlgrünen, weißen und ziegelroten Farbenflecken von Blumenkohl und Wurzeln hochgehäuft vollen Körben stehend, die Tracht auf der Schulter, unter der Haustür mit vielen Handbewegungen der Köchin die Untat erzählte.

Aber als man es dann in der Abendzeitung genau las, daß ein Schifferknecht von einem Mann vermutlich aus Eifersucht erstochen sei und daß die Spur dieses Mannes sich noch nicht auffinden lasse, da wurde Danielas Phantasie doch sehr erregt. Sie steigerte sich in ein gewisses Grauen hinein und konnte kein Ende finden, davon zu sprechen und sich auszumalen, wie entsetzlich es doch eigentlich gewesen sei, daß sie ruhig geschlafen habe, während ganz nah solche Schrecknisse sich begaben.

Man saß zu sieben Personen um den Tisch, der auf dem Balkon unter dem Glasdach gedeckt war. Im dichten Garten lag der schwüle Hochsommerabend. Es war, als sei schwere Finsternis herabgesunken und fülle ringsum die Welt. Das Eisentreppchen, das vom Balkon herabging, schien in einen dunkeln Schlund zu führen. Das Lampenlicht warf noch einen matten Schein auf die dem Balkongitter so nahen Ulmenwipfel. Das Blätterwerk wirkte wie Fetzen einer schwarzgrün gemusterten Tapete. Um die Milchglaskuppel der Lampe auf dem Tisch flatterte allerlei Insektennachtgeflügel.

Die Stimmen der Frauen, da sie nicht müde wurden, sich das Geschehene auszumalen, klangen nervös, und ihre Lebhaftigkeit war wie gebunden von geheimen Schauern.

Da sagte Wallrode gelassen: „Ein Totschlag im Wochenblättchen unterhält immer die Leser angenehm.“

Daniela antwortete gereizt: „Nicht alle Menschen haben bei allen Vorkommnissen Ihre Nüchternheit.“

Er sah sie an. Er fühlte, im Ärger war ihr ein Wort entfahren, das mehr aussagte, als ihr wohl selbst bewußt war. Die Nüchternheit — ja, die war's.

‚Ich bin ihr zu nüchtern!‘ dachte er und wollte darüber lächeln. Und es tat doch recht weh. Was so ein Mädchen alles denkt und fordert und spricht! Mit was für Erwartungen die vor den Toren des Lebens stehen! Vor allen Dingen fordern sie einen Zuschuß von Romantik. . . .

‚Ja, die kann ich nicht aufbringen,‘ dachte er, ‚mein Leben ist nun mal klar, und mein Seelengeschmack steht nach Klarheit. Ich kann mir meine inneren und äußeren Zustände dir zuliebe nicht verwirren, du schönes, liebes, törichtes Kind.‘

Und war doch während all dieser Gedanken unausdenkbar in sie verliebt. . . .

„Mir scheint dies Vorkommnis ein neuer Beweis dafür, daß dies keine Gegend ist, wo Sie mit einer jungen Tochter wohnen bleiben dürfen,“ sagte Alveston.

„In Hafenstädten, zwischen dem Schiffervolk passiert immer mal so etwas,“ versetzte Herr Engelbert ruhevoll.

„Ja, in dem sammelt sich bei langen Fahrten so viel Saft und Kraft, daß es dann schnell in Liebe und Haß aufkocht, wenn's auf Weiber trifft,“ meinte Wallrode. „Aber sie bleiben mit ihren Erlebnissen in ihrer Welt. Sind ja keine Räuber und Mörder. Das berührt dies Haus und seine Sicherheiten nicht.“

„Ich möchte dem widersprechen, lieber Papa,“ sagte Alveston noch nachdrücklicher; „wie manches Mal geht Daniela allein bis zur Station der elektrischen Bahn! Und Sie selbst! Und die Eindrücke, die diese Art Vorkommnisse mit sich bringen!“

„Ja,“ betonte Tante Hanna dazwischen, „das ist wahr.“

„Sie sprechen, als würde hier alle Augenblicke einer umgebracht,“ meinte Hartwig und dachte: ‚Ich weiß, wie er jetzt dies Gespräch wendet, ich weiß. . . .‘ Sein Herz klopfte vor Spannung.

Und Alveston fuhr auch überredend fort: „Ich rate Ihnen doch, lieber Papa, nein, ich bitte Sie angesichts dieses schrecklichen Ereignisses, Sie sehen, wie Daniela sich

darüber erregt, ich bitte Sie, geben Sie Ihren Wohnort auf. Wie sehr Ihr Herz auch an diesem Hause hängt, die Umwelt hat sich geändert. Es ist kein Idyll mehr, wie es einst gewesen sein mag. Das Verkehrsleben mit all seinen lärmenden, bedrohlichen Begleiterscheinungen ist Ihnen zu nahe gekommen. Es beeinträchtigt Ihre Sicherheit, Ihr Behagen, Ihre Stimmungen. Ich spreche Ihnen nicht mehr von dem großen Geschäft, das Sie machen werden, wenn Sie dies Grundstück verkaufen. Ich weiß, es läßt Sie kalt. Sie gefallen sich darin, ein unmoderner Idealist zu sein. Ich finde es wundervoll, trotzdem ich mir wünschte, Sie gönnten mir die Freude, Sie an den Vorteilen meines großen Unternehmens teilhaben zu lassen. Wem sollte ich es lieber wünschen als Ihnen. Aber lassen wir das. Sprechen wir nur von dem Hause. Ich bitte Sie, erweisen Sie sich in dieser Frage beweglicher: verkaufen Sie. Gerade gestern sagte mir ein Agent, mit dem ich in andrer Angelegenheit zu tun hatte — und Sie wissen, diese Leute sind es sich und ihrem Metier schuldig, etwas aufdringlich mit Anerbietungen zu sein —, gerade gestern sagte mir jemand, daß Sie auf der Stelle zweimalhunderttausend Mark bekämen!"

„Und das Grundstück ist gar nicht beschwert. Bloß meine Fünfzigtausend stehen noch darauf. Denk doch! Du steckst Hundertfünfzig glatt in die Tasche, und ich kaufe mir für meine Fünfzig Aktien von Mark —" sagte Tante Hanna und nickte ihrem Neffen triumphierend zu.

„Papa, du kannst dir dann ein neues und bequemes Haus bauen," meinte Margritt etwas zaghaft. Ihr tat ja eigentlich der Gedanke weh, daß dies hier zerstört werden sollte, einmal einem Fabrikgebäude Platz machen könnte. Aber ihr Mann hatte ihr neulich gesagt: „Helft doch Papa überreden, daß er das Haus verkauft und auch von seinem Kapital in mein Unternehmen was hergibt." Sie dachte, der kühne Geist ihres Mannes könne es gar nicht ertragen, zuzusehen, wie heutzutage jemand noch so sein Vermögen stilliegen lasse.

„Ach ja, Papa! Das wäre himmlisch. Denk mal, wie unterhaltend! Bauen!" sagte Daniela enthusiastisch.

„Kinder, laßt doch das Thema," sprach der alte Herr hartnäckig, aber mit einem leisen Nebenklang von Gereiztheit in der Stimme, wie einer bekommt, den man zu oft mit denselben Gesprächen belästigt.

‚Wie unklug. Wie seltsam unklug — fast plump,' dachte Hartwig wieder. ‚Er ist kein kalter Rechner. Unmöglich.'

Und er fragte sich als Grübler über seelische Zusammensetzungen, wie er nun einmal einer war: ‚Sind die kalten oder die leidenschaftlichen Rechner gefährlicher?'

Daniela sprang auf.

„Wir wollen mal hingehen — da, wo das geschah," schlug sie vor.

Sie hatte schon den Tag über von ihrem Fenster im ersten Stockwerk aus zuweilen hinübergesehen auf die Stelle. Aber die grauen Pflastersteine des Fahrdammes lagen besonnt und prosaisch wie alle Tage. Der Bürgersteig, ein nur chaussierter Weg, zog sich daneben hin, begrenzt von den dünnen Holzbalken des einfach zusammengefügten Geländers, das drüben die Deichkrönung gegen die schroff abfallende Böschung schützte. Als die Gäste aus der Stadt von der Elektrischen am Ende des Billhörnerröhrendamms hergekommen waren, schritten sie an der Mordstelle vorbei, ohne zu wissen, daß sie es sei.

„Unsinn," sagte Herr Engelbert.

Aber Wallrode stand auch auf. Sie sollte nicht wieder etwas von „Nüchternheit" sagen. . . .

Den ganzen Tag habe sie gewünscht, dahin zu gehen, erzählte Daniela, als man nun wirklich das Haus verließ und die zwanzig, dreißig Schritte deichabwärts ging, aber sie habe sich festgehalten. Sie habe das vor den Vorübergehenden und den Schiffern drüben auf den ankernden Oberländer Kähnen nicht gemocht.

Wallrode wollte großmütig sein und sie vor sich entschuldigen. ‚Das ist ja nun weiblich — vielleicht allgemein

menschlich: dem Grauen nachlaufen. Und sie hat so viel Phantasie. Und die ist noch so gefährlich unbeschäftigt.'

In diese nachsichtigen Gedanken hinein fuhr wie ein kleines, scharfes Geschoß, sie durchlöchernd, plötzlich die Furcht: ‚Wenn Alveston diese hungrige Phantasie jetzt nicht zuviel beschäftigt . . .'

Denn er hörte den Ton der heißen Bewunderung wieder, in dem Daniela von Unternehmungsgeist amerikanischer Männer sprach. Und er sah wieder, wie sie errötete unter Alvestons lächelndem Blick.

In ihm quoll brennend eine Empfindung auf, die höchst fatal war.

‚Sind wir nun am Ende gar noch eifersüchtig?' fragte er sich, im Versuch, sich zu verspotten. Das hatte ja bloß noch gefehlt. Er war sehr ärgerlich und dachte: ‚Unsinn — Unsinn. . . .'

„Hier war es — hier!" sprach Daniela und hielt den Schritt an.

Sie war in einer unbestimmten und etwas törichten Beklemmung.

Auf dem Deich ging nur ein sehr spärlicher Verkehr hin. Die östliche Seite, zwischen der ragenden Schornsteinsäule des Wasserwerkes und den plumpen, gedrungenen Rundbauten der Gasanstalt, lag fast im Dunkel und Schweigen. Die Holzlagerplätze hinterm Deich ruhten vom Fall- und Wurf- und Stoßlärm der Tagesarbeit. In den wenigen, in ziemlicher Entfernung voneinander stehenden Häusern zeigte sich das eine oder andre Fenster erhellt. Aus einem winzigen Wirtshaus quoll Licht, Stimmengeschwirr und das Bruchstück einer Tanzmelodie, die auf einer Handharmonika gespielt wurde und wieder abriß. Das Haus hatte noch ein Strohdach, dessen rauhbewimperter Rand sich weit über die blauweiße Front vorstreckte.

An der westlichen Seite schützte die Deichkrönung das einfach zusammengefügte Geländer aus Pfählen und Querbalken gegen die ziemlich steil zum Wasser hinab sich senkende Böschung. Zur Hälfte war sie mit dichtem Rasen

bewachsen, weiter hinunter mit glatten Granitquadern bekleidet. An ihrem Fuß zog sich ein schmaler, durch Faschinen vor der Fortspülung geschützter Erdstreifen hin. Zur Ebbezeit lag er feucht, schmutzig und nackt. Wenn die Flut an der Granitwand emporkroch, verschwand dieser schmale Uferstreifen ganz.

Jetzt war Flutzeit, und mit Raunen und Glucksen, schülfend und plätschernd stieg das Wasser; im schwankenden Halblicht sah es blank und schwarz aus wie Steinkohle.

Drunten, drüben am flachen Jenseitsufer des Elbarms, lagen gesellig Bord an Bord wie Tiere, die sich zur Nachtruhe eng aneinander drängen, die Oberländer Kähne. An jedem von ihnen glühte still, als habe sich da ein Leuchtkäfer festgeklammert, eine Laterne — als Mal halbschlummernder Wachsamkeit.

Im feucht überdunsteten Tiefland drüben glomm aus einem Gehöft ein schwaches Licht.

Der Himmel schien hinter den in weiten Abständen stehenden, grell weiß glänzenden Laternen der Deichkrönung von einer vollkommenen, schweren, stumpfen Schwärze. Der feurig behauchte Rauch aus dem Riesenschornsteine der Wasserkunst flockte wirbelnd empor vor diesem hartschwarzen Hintergrund.

In der Ferne, tief am Horizont, war ein Gewimmel von Lichtpunkten und ließ den Hafen und die Stadt erraten.

Und über dem Horizont, nicht mehr wie in der Gasse der Perspektive versunken, aber doch noch im Dunst, der vor ihm hing, stand rotgelb der abnehmende Mond. Er war wie ein dickes, schmunzelndes Studentengesicht mit einer schrägen schwarzen Bandage um das obere Kopfdrittel.

Einige Augenblicke ließen sie das düstere große Nachtbild auf sich wirken.

Dann erzählte Daniela mit fast raunender Stimme: „Ja, hier war es. Und der Mörder ist nach der Tat den Deich hinabgeglitten. Es war Ebbe. Später hat die Flut

seine Fußstapfen verwischt. Man weiß nicht, ob er am Deich unten auf- oder abwärts lief."

Da sie es in der Hauptsache Alveston zu erzählen schien, ärgerte Wallrode sich vollends über ihren Ton.

„Hartwig," sagte er mokant, „du kannst hier für dein psychologisches Werk Studien machen: Kapitel y: über die nahe Verwandtschaft des Grauens mit der Grausamkeit, der Furcht vor Verbrechern mit dem Behagen an ihnen."

Daniela machte eine Kopfbewegung, die nach Trotz aussah.

„Was, Sie schreiben ein psychologisches Werk?" fragte Alveston amüsiert und sah sich den kuriosen Kerl wieder einmal in lächelndem Erstaunen an.

„Nein," versetzte Hartwig kurz, „ich wollte einmal ... Aus Zuschauern werden immer Theoretiker."

„Und nun — nun nehmen Sie wieder praktischen Anteil am Leben?" fragte Alveston.

„Ach, laß uns doch ins Haus zurück," bat Margritt. Sie fühlte, daß eine merkwürdige Verstimmung und Gereiztheit zwischen ihnen allen war.

Nach einigen Schritten empfand sie, wie die schwere Feuchtigkeit der Luft ihre Schultern umgab gleich einem klammen Tuch. Sie wollte eine leichte Boa, die sie trug und die bis unter die Taille herabgeglitten war, wieder emporziehen. Die Schlange aus den gekräuselten Federn wurde aber von der Metallverzierung hinten am Gürtel festgehalten. Doch schon war Hartwig bei ihr. Im Schein der Laterne, unter der man gerade war, löste er die Boa los und gab sie Margritt um den Hals. Vielleicht war er sich selbst nie der ganzen ehrfürchtigen Zärtlichkeit bewußt, die seine Miene und seine Gesten immer ausdrückten, wenn er sich mit der geliebten Frau beschäftigte.

In diesem Augenblick, bei diesem überaus harmlosen Dienst, zwang ihn etwas, rasch auf Alveston zu sehen.

Und er sah in ein von Vergnügen und Überlegenheit funkelndes Gesicht — fühlte, wie ein flammendes Herrscherauge aus großem Höhenabstand herab spöttisch ihn anglänzte ...

Sah das amüsierte Lächeln eines Mannbewußtseins über einen Don Quichotte.

Er erbleichte.

Es gibt Blicke, die mißhandeln können. Die schlagen, wie keine brutale Faust vermag.

Dieser Blick ohrfeigte ihn.

Dies überlegene Vergnügen an seiner Ergebenheit traf ihn wie ein Peitschenhieb.

Diese Haltung stürzte ihn in Abgründe der Demütigung ...

Langsam, vor rasendem Herzklopfen und jähen Atembeschwerden kaum Haltung bewahrend, ging er nun für sich hinter den andern drein.

Vor den Kopf getroffen von diesem Blick. Bebend vor Zorn über dies lächelnde Zuschauergesicht. In seinem einzigen, in seinem heiligen Lebensinhalt beleidigt durch das Vergnügen, das er dem andern damit bereitete ...

Er sah es. Er wußte es: Margritts Mann spaßte bei sich über seine Treue und sein Leid ...

Ganz er. Ganz er!

Er ist nicht eifersüchtig, fühlte Hartwig. Nicht weil er denkt, ich sei ein Mann von Ehre und werde seinen Rechten nicht einmal in Gedanken zu nahe treten.

Er ist nicht eifersüchtig, weil ich in seinen Augen kein Mann bin. Nur der jämmerliche Schatten eines Mannes noch ... ein Mensch ohne Kraft und Glanz. Der letzte, der fähig wäre, ihn vor der Frau zu verdunkeln. Deshalb ist er nicht eifersüchtig ...

Diese Demütigung war von grenzenlosen Bitterkeiten wie überfüllt.

Sie war der härteste Augenblick, den er glaubte in seinem Leben durchkostet zu haben.

Sie erniedrigte ihn auf das furchtbarste.

All seine Leiden kamen zurück. Entsagung, die auferzwungen war und der er durch tapfere und anständige Gedanken vor sich den Schein des Freigewählten gegeben, kostete er wieder. Neid, der ihm hundertmal gallig auf

der Zunge gelegen, schmeckte er wieder. Traurigkeiten, die ihn bis zur Fassungslosigkeit erweicht hatten, strömten plötzlich über ihn hin.

Das spöttische Lächeln dieses Menschen machte alles lebendig und gegenwärtig, drängte alles in ein Bild zusammen, das da stand, sein jämmerliches Elend zeigend.

So wenig war er, so gar kein Mann schien er, daß er für den Gatten der geliebten Frau nur ein Pläsier, keine Beunruhigung bedeutete.

Und unter dem Faustdruck dieser Erniedrigung kochte ein rasender Zorn in ihm empor und verbrannte alle Stille seines Wesens. Was an Kraft, an Stolz, an Mannesmut in ihm war, reckte sich auf und stieß die Erniedrigung vom Scheitel, und er wußte nur dies eine: ‚Könnt' ich ihn schlagen — erschlagen — wie der Mann tat, der in dieser Nacht seinen Feind erschlug ...'

Da ging die Frau ... neben dem Mann ging sie, den sie zu lieben, aber auch zu fürchten schien ... sie sprach zu ihm — wie scheu, wie bittend war ihre Haltung. ... Nun betraten sie die Schwelle des Hauses, in dem Wallrode und Daniela schon verschwunden waren ... Margritt zuerst ... ein paar Sekunden schien der Mann noch zu zögern.

Und der, der hinter ihm stand, dachte: ‚Könnt' ich dich töten ... könnt' ich das ...'

Er haßte ihn. Mit einer solchen zusammenfassenden Gewalt seines ganzen Wesens, daß er fast wie irr wurde — nur noch mühsam einen schwach nebenhergehenden Gedanken klammernd festhielt: das tut man nicht. — Und dennoch vielleicht hätten seine zuckenden Hände eine Sinnlosigkeit begangen ... eine ganz nutzlose, wahnwitzige Tat ... einen Schlag geführt ... wie Verachtung und Haß blind zuschlägt ...

Da wandte die Frau sich nach den Männern um. Im sanften Licht des Hausflurs stand ihre liebliche Gestalt wie in einer kühlen Gasse zwischen stummen, überhellten Mauern.

Ihr Gesicht fragte: Wo bleibt ihr?

Die Männer gingen hinein.

In Hartwig sank der rasende Tumult zusammen. Eine schwere Erschlaffung machte seine Glieder matt.

Aber die Demütigung erlosch nicht ... in dumpfem Zorn brannte sie weiter.

Er war der Arme, dem man sein einziges Gut und die Schönheit seines Lebens verhöhnt hat.

Und auf solchen Hohn gibt es nur eine Antwort: Haß!

Drinnen im Haus fand man das alte Geschwisterpaar in bösem Gemütszustand. Fräulein Hanna ging auf und ab, heiß, geärgert, das Haupt voll Überlegenheit erhoben und dennoch den Ausdruck der Unterlegenen im Gesicht.

Herr Engelbert rauchte schweigend. Aber nicht in gewohnter Gelassenheit. Sein Gesicht war ein wenig rot. Er rauchte schneller als sonst.

Man erfuhr aber nicht, was sich ereignet hatte. Nur zum sehr raschen Aufbruch drängte Fräulein Hanna.

„Na, adieu!" sagte sie.

Ihr Bruder sah kurz und scharfen Blicks zu ihr auf.

„Schriftlich! Du hast verstanden: eingeschrieben! Und das gilt dann zum ersten April. Halbjährliche Kündigung. So ist es eingetragen."

„Gut, gut, gut," antwortete sie, vor Ungeduld fast vergehend.

Erst als sie in einer Gruppe von fünf Personen in dem Helldunkel des Deichs entlang gingen, der Endhaltestelle der Elektrischen zu, Tante Hanna zwischen Wallrode und Hartwig voran, das Ehepaar Alveston hinterdrein, erst da erfuhr man, daß es einen Streit gegeben habe.

„Ja," sagte Tante Hanna feststellend, „nun hab' ich mich, weiß Gott, zum ersten Male in meinem Leben mit ihm erzürnt. Nicht mal bei der Erbschaft gab es Streit. Was doch viel sagen will. Ich dachte auch immer, ich sei so an diesen Eigensinn gewöhnt — Gott, Margritt, es ist dein Vater — aber es ist schon viel länger mein Bruder — ich kann das also sagen: ich dachte, ich rege mich nicht dran auf. Nie. Man ging ja immer so dran

vorbei. Nun sieht man's; man rennt sich die Stirn an dem Manne ein."

„Tante — Gott, das ist mir doch schrecklich. Du mit Papa . . . was habt ihr denn gehabt?" fragte die junge Frau. Man hörte: schon bereit zu weinen.

„Mit dem Mann ist ja nie zu reden gewesen. Ich wunderte mich immer, daß der überhaupt den Mund zu 'nem Heiratsantrag hat aufmachen können. Na, er hat sich ja auch bis fast an sein vierzigstes Jahr damals besonnen," fuhr Tante Hanna fort, die bei Erregungen keine Gespräche führen, sondern nur ihre Empfindungen ausschütten konnte. „Und ich freue mich noch immer, daß ich nach eurer Mutter Tod es ablehnte, zu ihm zu ziehen. Dann hätten wir uns vielleicht doch schon mal erzürnt. Nun hab' ich es heut' erleben müssen."

„Warum denn? Ich bitte dich!"

„Man nimmt doch Vernunft an! Man geht doch mit der Zeit. Man läßt doch Vorteile, die einem förmlich auf 'm Präsentierbrett hingehalten werden, nicht einfach liegen! Ich hab' ihm das noch mal gründlich vorgestellt mit dem Hausverkauf. Aber nee . . ."

„Aber Fräulein Engelbert! Sie, die Sie immer so konservativ waren und selbst lieber bescheidener leben wollen, um nur Ihr Familienhaus zu halten!" rief Wallrode.

Hartwig schwieg, wachsam und fast triumphierend.

„Ich hab' auch keine Kinder," sagte sie beinah grob und kurzerhand über ihre veränderte Haltung weggehend.

Sie blieb stehen. Die Strafe, mit der sie den Bruder für seinen Eigensinn gezüchtigt hatte, mußte sie mit Nachdruck vortragen, um den rechten Genuß davon zu haben.

Und sie richtete sich an Margritt, als sei die nun die nächste Adresse für den Ärger.

„Wißt ihr, was ich getan habe? Meine Hypothek habe ich ihm gekündigt. Ich sagte: bitte, zahl mir gefälligst meine Fünfzigtausend aus. Ich will mein Geld nicht mehr so schlafen lassen, sagt' ich, arbeiten soll es, sagt' ich, ganz

modern. Also zahl es mir aus. Ich kauf' mir Aktien von Marks Oil Company dafür."

Man sah es ihr an, es hatte sie doch erleichtert, den Bruder ärgern zu können.

Wallrode bemerkte aber höchst sachlich: „Liebstes Fräulein — das kann ja Ihrem Bruder ganz egal sein. Wenn er überhaupt wieder fremdes Geld ins Haus haben will, bekommt er es spielend."

„Weiß ich, weiß ich. Hat ihn aber doch geärgert! Und wißt ihr, was er gesagt? Nicht etwa heftig: jawoll, morgen kannst du deine lumpigen Fünfzigtausend kriegen — oder so — nein, ganz steif, ganz pedantisch sagt er: wie du willst. Aber du mußt die Hypothek am ersten Oktober mittels eingeschriebenen Briefs kündigen zum ersten April. So ist es Gesetz. Auf was anders bin ich nicht zu sprechen."

„Er hat vollkommen recht," sagte Hartwig.

„Kinder! Wie kommt ihr mir vor! Unter Geschwistern! Solche Formalität!"

„Geschäft ist Geschäft."

„Tante, es ist mir schrecklich."

„Wollen wir hier ewig stehen bleiben?" fragte Alveston mit nervöser Ungeduld.

„Ich geh' nicht wieder zu ihm. Er war zu eklig!" schwor Tante Hanna und setzte sich in unwillkürlichem Gehorsam wieder in Bewegung, „zwischen uns ist das Tischtuch zerschnitten."

„Aber liebe, einzige Tante Hanna," flehte Margritt und legte im Schreiten den Arm um die Taille der aufgeregt, in hochfahrender Haltung Weiterschreitenden. „Um so einer kleinen Meinungsverschiedenheit willen . . ."

„Glaub' nur: eh' ich bös werde . . . ich hab' meine Ursachen . . ."

Sie konnte es doch Margritt und Alveston nicht sagen, was sie dann andern Tags Hartwig anvertraute: ihr Bruder hatte so etwas fallen lassen von „diesem Manne, der durch deine Protektion mein Schwiegersohn geworden ist", als sähe er noch immer voll Mißtrauen auf Alveston. Und

solche Verblendung und Steifnackigkeit und Festklammern an früheren Vorurteilen sei ihr denn doch zuviel gewesen und da habe sie allerdings kein Blatt vor den Mund genommen. Eine Mitteilung, die Hartwig mit völligem Schweigen hinnahm.

Daß ihr Bruder noch viel weiter gegangen war, erfuhr selbst Hartwig nicht.

Mit einem knappen, bösen Wort, wie es nur schweigsame Menschen plötzlich finden können, hatte er ihr ihre Neigung zur Schwärmerei für ihre Schützlinge vorgeworfen.

Wie es denn so geht: Tante Hannas Bedürfnis zu protegieren war immer humoristisch genommen worden, als Beweis ihrer Güte und Liebesbedürftigkeit verstehend belächelt. Erzürnte aber sehen lang entschuldigte Schwächen am Gegner plötzlich in einem grellen Licht als etwas Groteskes. Als Befreiung von der bisher bewiesenen Geduld kommt dann die scharfe Nüchternheit des Urteils.

Das Wort „versetzte Mannsdollheit" konnte Tante Hanna nicht vergessen und verzeihen.

Nun war das Behagen aus dem Kreise der Familie wie weggelöscht; Sicherheit im Verkehr, Unbefangenheit und Wärme hatten verloren. Margritt ging bedrückt zwischen den beiden alten Menschen hin und her und versuchte mit leisen und guten Worten ihnen zur Erkenntnis zu bringen, daß man um einer Viertelstunde voll leidenschaftlicher Meinungsverschiedenheiten willen nicht die Liebe und Treue eines Lebens voll Zusammengehörigkeit auffliegen lassen kann.

Fräulein Hanna hatte die Genugtuung, Alveston auf ihrer Seite zu sehen, während sie fand, daß die Haltung von Wallrode sowohl als auch von Hartwig zu „diplomatisch" sei, was sie in aller Naivität fast als Undankbarkeit empfand. Hierüber verstimmt und vielleicht doch auch unbewußt unter der Nachwirkung des harten brüderlichen Wortes, lud sie die Freunde viel seltener zu sich.

Eines Abends gegen acht Uhr trat Wallrode bei Hartwig ein, den er gewissermaßen in der Ausstattung

eines Gelehrtenidylls, über Büchern, beim stillen Lampenschein traf.

„Wozu die Vertiefung?“ fragte Wallrode, mit einer Handbewegung über die Bücher hindeutend.

„Weißt du, ich habe mich wieder über meine alte Liebhaberei hergemacht. Psychologie. Ich muß den Alveston ergründen.“

„Unsinn. Wirst dir höchstens einen errechnen. Und dann stimmt nachher das Fazit doch nicht.“

„Aber wie soll man sonst an so einen Charakter 'ran als durch Schlüsse und Erfahrungen?“

„Bleiben alle unzuverlässig. Alle theoretisch, mein alter Junge. Leichter kann ein Astronom die Wiederkehr eines Kometen vorausberechnen, als ein Psycholog die Handlung eines Menschen. Aus einem Menschen springt immer mal was andres heraus, als was du vorher für möglich hieltest.“

„Wie denkst du über Alveston?“ fragte Hartwig plötzlich sehr eindringlichen Tones.

Wallrode saß nun faul zurückgelehnt, in guter Feierabendstimmung nach einem wahren Tretmühlentag, im Stuhl neben dem „Gelehrtenidyll“.

„Ich? Unsereiner denkt ja immer kühl. Beruf. Wesensanpassung. Alveston ist sehr gewandt, intelligent und hat jene gewisse unbestimmbare Anziehungskraft an sich, die auf die Frauen hinüberwirkt.“

„Es wird aber immer offensichtlicher, daß er sich förmlich fiebernd bemüht, Geld für seine Gründung hier aufzutreiben,“ sagte Hartwig.

„Das find' ich ja ganz legitim. Wenn das Unternehmen gut ist. Oder er es für sehr gut hält.“

„Ob es das ist ...“

„Daran zerbrich du dir nur nicht den Kopf, da du dein Geld nicht dabei zu Markt tragen willst. Alveston hält dich offenbar für einen armen Schlucker. Sonst wär' er auch zu dir wohl schon gekommen.“

Hartwig bekam ganz stechende Augen.

„Er hält mich überhaupt für ein lächerliches Nichts ...“

„Nu, nu. ... Aber hör mal: du fängst Grillen. Wirst immer galliger. Besonders seit Fräulein Hanna uns ein wenig in die Strafecke gestellt hat. Mir geht's ja auch ab. Es ist plötzlich, als könnten Fäden zerrissen werden, die ... na, du weißt ja. Und mir tat das auch immer so wohl, bei Tante Hanna sein. Man saß da wie am grünen See der Hoffnung — man angelte sich mit seinen Wünschen schon die Silberfischchen der Erfüllung heraus ...“

Er sprang auf.

„Wir wollen bummeln. Hab' wieder mal eine Woche lang geschuftet! Daniela würde sagen: so arbeiten Proletarier. Na ja — so arbeit' ich auch. So muß man ja auch arbeiten, wenn erst die ‚großen Fälle‘ kommen, bloß es sieht dann vornehmer aus. Also los. Mal das Gehirn ausruhen lassen. Gegenwartskultur in Trikot genießen. Sich klein vor einem Mann fühlen, der Münzen aus der Luft greift. In seines Nichts durchbohrendem Gefühl dasitzen, während ein Elefant Klavier spielt, was wir beide nicht können.“

„Auf deutsch: du willst mich ins Hansatheater verschleppen.“

„Will ich. Hab' ein unabweisbares Bedürfnis nach Nichtdenken. Guck mal, was für Befriedigung dies Bedürfnis da finden kann.“

Er zog ein Programm heraus und breitete es vor Hartwig hin, die „Phänomenologie des Geistes“, die aufgeschlagen lag, damit wie mit einem Laken zudeckend.

Hartwig lächelte voll Verständnis für die zwischen Humor und Verärgertheit schillernde Stimmung des Freundes. Aber er wollte dennoch nein sagen.

Da fiel sein Blick auf den Namen „Estelle Bosson“, der als erster auf dem Zettel stand. Diese Dame sollte gleich nach den die Aufführungen einleitenden Musikstücken eine Arie singen. Also die Anfangsfüllnummer.

„Ja,“ sprach er, „ich geh' mit. Die da kenn' ich. Die war an Bord, als ich herkam. Die interessiert mich ...“

„Nanu!“ sagte Wallrode mit dem ganzen nachdrücklichen Erstaunen, das sich in solchen geistreichen Ausruf hineinlegen läßt.

„Ja, die interessiert mich. Sie wohnt drüben in der Kirchenallee. Bloß der Bahnhof ist dazwischen. Ich mache ihr sogar oft Fensterpromenaden. ...“ Und er lachte sonderbar auf.

„Was hab' ich gesagt: aus einem Menschen springt immer mal was 'raus, was man vorher nicht für möglich hielt.“

Hartwig lachte immerfort. Aber es klang nicht nach unbefangener Heiterkeit.

So saßen sie denn bald darauf im Parkett des Theaters. Hartwig hatte die Eile eines vergnügungssüchtigen Kindes gezeigt, zur rechten Zeit zu kommen, behauptete Wallrode. Während des Schlusses der Tell-Ouvertüre mit den hastigen, klappenden, trommelnden Rhythmen nahmen sie ihre Plätze und fanden sich nach der Nummer eingereiht in der dritten Reihe.

Nach der Tell-Ouvertüre war noch irgendeine andre Orchesterleistung zu ertragen.

Hartwig war so nervös. Er fühlte die Schallwellen förmlich im Magen. Sie preßten sich gegen ihn. Er litt vor Ungeduld.

Das Theater, das sich später als ausverkauft erweisen würde, war erst halb gefüllt. Das Publikum war sozusagen wie aus schlankem Handgelenk spärlich versät. Besonders die Logen hatten etwas Leeres. Die Menschen, vom späten Mittagessen oder langausgedehnten Geschäftsstunden kommend, fanden sich erst nach und nach ein.

Hartwig bohrte seine Blicke in das schwarze große Loch der linken Prosceniumsloge. Sie war ganz gewiß leer. Er wandte sich nach rechts. Auch da sah es hinter der roten Samtbrüstung stumm und tot aus.

Nun begann der Schluß des Musikstückes, einer jener langen Schlüsse, die wirken, als wenn jemand in der Tür steht und sich nicht zum Hinausgehen entschließen kann.

‚Ich will wieder weg,' dachte Hartwig nervös.

Nun galoppierte die Akkordfolge endlich auf den Forte-schlag des Schlusses zu.

Hartwig sah nach links. Alles stumm und tot. Er sah nach rechts. Und da glühte im Hintergrund der Loge die elektrische Birne auf. Eine weiße Hemdenbrust, ein Herr mit dem Zylinder auf dem Kopf stand als unsichere Erscheinung halb erkennbar in der Logentiefe. Man sah eigentlich nur das von ihm, was auf kecken Plakatzeichnungen ausgespart ist, wenn der Zeichner die meisten Linien fortgewischt hat, um durch zwei, drei ganz betonte Einzelheiten des Beschauers ergänzender Phantasie doch das volle Bild eines Menschen aufzuzwingen. Und so sah auch Hartwig mit ergänzendem Erraten diesen Menschen. Und erkannte Alveston.

Seine Nervosität legte sich auf der Stelle. Er war fast zufrieden.

Nun, nach der knappen Pause, hob das Vorspiel an. Das Orchester erging sich in sentimentalen Sechsachteltakten. Violinen und Flöte herrschten vor. Es war, als woge ein Schwärmer mit den Schultern hin und her.

Der Vorhang ging auf, eine ganz schmal abgegrenzte Bühne zeigend, die in der zweiten Kulisse mit einer Hintergrundsgardine schon abschloß. Darauf war eine prunkvolle Säulenhalle, mit Rosengirlanden durchkränzt, gemalt.

Und nun schritt die Sängerin links aus der ersten Kulisse.

‚Ein gräßliches Weib,' dachte Wallrode, denn er konnte diese durch Gesang und Wohlleben ausgeweiteten üppigen Theaterbüsten nicht ausstehen und war eigentlich starr über Hartwigs „Interesse", dessen Art er nicht ahnte.

Die großen, umschminkten Augen der imposanten Frau richteten sich ganz unverborgen nach rechts in die Loge an der Bühne. Sie lächelte dahin im Schreiten. Das Publikum bekam erst Flammenblick, Verneigung und Lächeln bei der Verbeugung vorn an der Rampe.

In einem Prachtkleid aus blaßblauer Seide, vielen

weißen Spitzen, baumelnden Posamenterien und Chiffonrüschen stand sie da und ließ sich betrachten. Ganz gewiß war dies Kleid ein Requisit, durchaus zu den Leistungen gehörend, die von ihr gefordert wurden.

Ihre etwas zu vollen Arme waren nackend und mit goldenen Reifen geschmückt. Der Hals — ein Speckhals — schimmerte weiß. Und ein brillantener Schmuck schlang sich um ihn.

Immerfort sah die Frau in den Saal hinein, ein freudiges Lächeln festhaltend auf ihrem zu dicken Gesicht, in dem die kurze Nase und der schwellende Mund zu klein wirkten.

Nun hob sie an zu singen mit der scharfen und hohen Stimme, der sie einen gefühlvollen Ausdruck abzuzwingen versuchte. Nach den schmachtenden Sechsachteln des Orchesters wogte sie mit den Schultern, sich bald nach links, bald nach rechts wendend, als habe das Publikum beiderseits ein Anrecht auf all die hingebende Empfindung in A-Dur.

Hartwig hörte nichts. Die grellen Töne, das Auf- undabwallen der Begleitung — alles war fern, fern. Verklang irgendwo im Raum.

Er sah auch von der ganzen imposanten Frau, die da oben taghell wie von lauter auf sie gelenkten Lichtströmen umflutet stand, nichts als eine einzige Kleinigkeit.

Nur immer die kurze, dicke Säule des weißen Halses, an ihm die Kehle, die sich so merkwürdig rund herausblähte und wieder glatt wurde und sich abermals herausblähte — wie ein kleiner Blasebalg. Und unter ihr das Halsband.

Ein flimmerndes Band von Brillanten im à la grecque-Muster, das nach vorn zusammenlief und dessen Zusammenstoß durch eine vielleicht zugleich als Schloß dienende Art Arabeske von hellen Saphiren verkleidet war.

Er erkannte es wieder. Er hatte es an dem Hals einer andern Frau gesehen.

Es hatte einmal seine Heilige geschmückt . . .

Immerfort sah er auf die Steine, die sprühten und

durch deren Reihe es lief wie Wasserglanz, die funkelten wie Tropfen, in denen ein Sonnenstrahl sich bricht, und die unaufhörliche Bewegung dieses Glanzspiels ward unterhalten durch das Wogen des üppigen Oberkörpers ...

Ja, dies war ihr Halsband gewesen. Es hatte der einen, der reinen, der holden, stillen Dulderin gehört.

Und nun trug es diese ...

Ganz unbeweglich saß er. Er hörte zuletzt auch nicht einmal mehr Gesang und Orchester als fern verhallendes Geräusch im Raum.

Er hörte nur auf seinen harten, vollen Herzschlag. Den fühlte er im Rücken, im Halse, im ganzen Körper. Der erschütterte ihn so sehr, daß er sich in steinerner Reglosigkeit verhalten mußte, um ihn ertragen zu können.

Und er dachte immerfort: ‚Ich muß sie von ihm befreien.

‚Sie kann sich nicht wehren. Ich bin vom Schicksal bestellt, über sie zu wachen.

‚Ich werde sie verteidigen. Mich wehren — für sie.

‚Sie soll nicht dieses Mannes Weib bleiben. Er ist ihrer unwürdig.

‚Aber sie liebt ihn ...‘ dachte er weiter.

Der Gedanke war ihm furchtbar.

‚Vielleicht sind in ihr nur noch die Erinnerungen an erstes Glück, und ihr zärtliches Herz klammert sich daran und hält noch den Nachglanz für wärmenden Schein.

‚Sie darf, sie soll ihn nicht mehr lieben. Er ist ihrer unwürdig.

‚Ich muß sie von ihm befreien ...‘

Unklare Vorstellungen umdrängten ihn. Und dabei war ihm immer, als sähe ihn der Mann, den er haßte, höchst amüsiert an und lache seine zähe, heiße Hingebung aus und vergnüge sich an seinem Zorn ...

Immer drohender wurden seine Gedanken.

Die Sängerin endete. Im Halblicht der Loge rechts bewegten sich zwei weiße Männerhände und schlugen in lebhaftem Beifall gegeneinander.

Wallrode machte Spaß. Er wolle, sagte er, ja keine zarten Gefühle kränken, indessen diese Sängerin . . . prrrrr . . .

Und Wallrode kam überhaupt in eine Übermutsstimmung. Er glossierte den Mann mit den Münzen höchst neidvoll. Er verglich seinen Verteidigerberuf mit der Kunstfertigkeit des Radfahrers, der auf einem Rad ohne Sitz die schwersten Hindernisse nahm und sich auf der Bühne beinahe um sich selbst drehte. Er sagte, es sei anzunehmen, daß man von jungen Damen höher eingeschätzt werden würde, wenn man, wie dieser englische Groteskkomiker in Frauenkleidern, sich in der Luft zu überschlagen vermöge.

Hartwig lächelte zu allem mit einer äußerlichen Gefälligkeit.

Um ihn war das durchstäubte Licht, der Dunst von tausend Menschen, die bunten Dinge auf der Bühne und das leise plaudernde Tongeschwirr des Orchesters, das alle Aufführungen begleitete.

Im Grunde genommen bemerkte er nichts. Er war ganz unempfindlich dafür.

In ihm war der Haß des Gläubigen, der eher das Kruzifix herabreißt, um den Tempelschänder damit zu erschlagen, ehe er ihn ungestraft läßt.

Fünftes Kapitel.

An den Fenstern des beinahe unhörbar dahingleitenden D-Zuges huschten die Landschaftsbilder vorüber: weite fahlgelbe Stoppelfelder, Baumgruppen, deren tiefes Grün rotgelb angelaufen war, große Koppeln, belebt von hin- und herziehenden Pflügergespannen, die Baumzeilen, ferner Chausseen, und darüber ein Himmel von dem blendenden Ton des Weißblechs. An ihm stand die Sonnenscheibe ganz strahlenlos und milchfarben. Wer hinaufsah, fühlte beizendes Licht in den Augen.

Mark Alveston saß auf dem Vorwärtsplatz neben dem Fenster. Er hatte das winzige Tischchen unter diesem aufgeklappt und darauf einen ganzen Packen Zeitungen und seine Aktenmappe gelegt.

Er saß, das rechte Bein über das linke geschlagen, die Augen geschlossen, den Hinterkopf wie ein Schlafender fest in die Ecke der Polsterrückwand gedrückt. Seine langen weißen Finger hielt er auf dem ziemlich hoch emporgezogenen rechten Knie gefaltet.

Aber er schlief keineswegs. Er dachte sehr gesammelt nach und wollte sich durch die beiden ihm gegenübersitzenden Menschen nicht stören lassen. Es waren zwei Damen, die den Abteil förmlich mit ihrer Reisewichtigkeit füllten und schon gleich, als sie sich und ihr Handgepäck unterbrachten, durch überflüssige Bitten, Danksagungen und Fragen bewiesen hatten, daß sie geselliger und unterhaltsamer Natur seien. Sie saßen in neuen und für den Oktobertag noch zu dicken Wintermänteln da, die sie offenbar in Berlin gekauft hatten und am eigenen Körper am praktischsten heimzubringen dachten. Und es war, als ob es diese neuen, soliden Wintermäntel seien, die einen Glanz bürgerlicher Zufriedenheit auf ihre wohlgenährten und von diademartigen Kapotthüten gekrönten Gesichter warfen. Sie schienen solchen Respekt vor der Neuheit und Gediegenheit ihrer Umhüllungen zu haben, daß sie sich kein bequemes Anlehnen erlaubten.

Nahe an der Tür saßen noch zwei Reisende einander gegenüber, vielleicht ein junges, englisches Ehepaar, Sporterscheinungen mit rotbraun gebrannten Gesichtern, der Mann in bräunlichen Kniebeinkleidern, hellgrauer Weste, schwarz und weiß kleinkariertem Rock, die Frau sehr vornehm und einheitlich reisemäßig gekleidet, beide von vollkommener Schweigsamkeit unter sich und gegen die Mitreisenden.

So mußten denn die beiden breiten Damen jeden weiteren Versuch aufgeben, ihre Fahrt zu würzen durch Mitteilungen über ihre Berliner Einkäufe und Erlebnisse,

die sie in triebhafter Geschwätzigkeit gar zu gern an jedes beliebige Ohr hin gemacht hätten.

Sie unterhielten sich zusammen, umkreisten mit langen, weitausholenden Gesprächen Menschen und Dinge ihrer heimischen Welt. Unaufhörlich sprachen sie, unaufhörlich. Ihre Stimmen plätscherten im milden Gleichmaß der Tonstärke sacht dahin, verbanden sich mit dem ganz leisen Raunen der Zugbewegung und bildeten zusammen mit ihm ein monotones Murmeln, das einem zum Schlaf Geneigten rasch hätte das Gehirn umnebeln müssen.

Alveston empfand dies halblaute, stetige Rinnen von Tönen um sein Ohr nicht unangenehm. Es trug dazu bei, seine Nerven zu beruhigen, seinen Gedanken einen klaren Fluß aufzuzwingen.

Er kam von Berlin. Er war nicht nur zu seiner Unterhaltung dagewesen. Was er davon suchte, fand sich ja immer. Aber was er sonst gesucht, hatte sich abermals nicht gefunden, und er wußte nun: er würde es in Deutschland nicht finden.

Allen Beziehungen, welche die Pennsylvania German Bank in Deutschland und besonders in Berlin und Hamburg unterhielt, war er nachgegangen. Aus seiner Wirksamkeit als juristischer Angestellter dieser Bank kannte er ihre deutschen Verbindungen. Er hatte versucht, sie für seine Person aufzunehmen. Er hatte gehofft, Kapital für seine Alveston Oil Company zu finden.

Er fand nur höfliche Ablehnung. Und überall die Ausrede, daß das deutsche Kapital angesichts des ungeheuern Aufschwungs der deutschen Industrie zu stark im Lande selbst in Anspruch genommen sei, um sich in amerikanische Unternehmungen hinüber ergießen zu dürfen.

Er war von einer heimlichen, leidenschaftlichen Ungeduld ganz erfüllt. Sie grenzte an Verzweiflung.

Seine herrische Begierde, seine Pläne durchzusetzen, war auf so unerwarteten, so zähen Widerstand gestoßen, daß sie auftrotzte: ich muß, ich will ...

Nun saß er mit geschlossenen Lidern und dachte, dachte ...

Gewiß, es blieb gar nichts andres übrig, als mit Margritts Vater eine ernste Unterhaltung zu suchen. Die halb spielerisch gemachten Anerbietungen, all die verlockenden Nebenbeibemerkungen hatten doch vielleicht eine gewisse Pionierarbeit in der Vorstellung des eigensinnigen alten Herrn vollbracht — das Erdreich seiner geistigen Aufnahmefähigkeit vielleicht ein wenig gelockert.

Und dann war da Daniela. Sie schien enthusiasmiert für seinen Unternehmungsgeist. Es würde klug sein, ihrer Schönheit noch mehr Bewunderung, ihrer Intelligenz noch mehr Beachtung zu zeigen, ihr Interesse an seiner Gründung bis zur leidenschaftlichen Parteinahme für ihn und seine Pläne zu steigern. Man sagte ihr Einfluß auf den alten Herrn nach. Das sah Alveston: sie hatte keinenfalls so viel davon, als die Familie immer annahm. War aber doch dem Ohr des alten Herrn am nächsten und war fast immer um ihn.

Er war nicht reich, dieser schweigsame alte Mann. Selbst wenn er sein ganzes Vermögen herausgab, um den großen Plan fördern zu helfen, selbst dann war es nur eine Kleinigkeit — ein Nichts im Vergleich zu den Summen, deren Mark Alveston bedurfte, um seinem Unternehmen den Erfolg zu sichern.

Aber mit zwei-, dreimalhunderttausend Mark in der Hand, ja mit einem Bruchteil davon, kann man andre Menschen wieder eine Zeitlang g l a u b e n machen, man habe Geld ...

Und Zeit und solcher Glaube, klug geweckt und genährt, ist alles ... Zeit ... Zeit gewinnen. ... Dem Mittellosen gibt kein Mensch Mittel. Dem Vermögenden strömen Gelder zu ...

Alveston fühlte: auch für die Probe auf diesen uralten Wahrsatz muß man sich die rechte Umwelt suchen.

Die Familie seiner Frau, die Verbindungen, die er sonst noch in Deutschland anzuknüpfen gesucht, hatten sich als solche Umwelt nicht erwiesen.

Er wollte wieder nach Amerika zurückkehren. Die durch

falsche Berechnung verlorene Zeit einholen, so rasch als möglich.

Er wollte zurückkehren — aber nicht mit ganz leeren Händen. Sein Schwiegervater mußte, würde ihm dennoch einiges Kapital anvertrauen.

‚Ich werde mit ihm sprechen,' beschloß Alveston.

Ein Lächeln ging ihm um die Lippen. Er kannte seine Beredsamkeit, er vertraute ihr. In Kontoren oder vor scharf nachfragenden Geschäftsleuten kann man nur mit nüchternen Zahlen und mit geschriebenen Beweisen überreden. Phantasie und Feuer werden draußen in der Garderobe abgelegt.

Aber zu einem Mann, mit dessen Tochter man vermählt war, konnte man anders sprechen, selbst wenn alle Mitteilungen klug umgrenzt werden mußten . . .

Durch die geschlossenen Lider fühlte Alveston eine Verdunkelung des Lichts, zugleich spektakelte der Zug stark, vom Widerhall seiner Geräusche unter der Bahnhofshalle umprasselt.

Er fuhr empor. Die beiden breiten neuen Wintermäntel stiegen aus. Die zwei Damen warfen einen unwillkürlichen Abschiedsblick auf ihre Mitreisenden, der beinahe vorwurfsvoll war.

Alveston stieg rasch aus, lief nervös vor seinem Wagen hin und her, die ganzen Aufenthaltsminuten lang, und mußte erst vom Schaffner ermahnt werden, wieder einzusteigen.

Nun fror ihn. Er spielte mit den Fingern der rechten Hand ein paar Sekunden Klavier auf dem Tischchen vor ihm.

Die jungen englischen Eheleute saßen sich stumm gegenüber.

Der Zug glitt vorwärts. Die Landschaftsbilder der weiten Ebene huschten vorbei.

Alveston griff nach einer Zeitung und begann zu lesen. Er nahm nichts von dem auf, was seine Augen verfolgten. Er las wie ein ermüdeter Korrektor: er sah nur Worte, aus Buchstaben gebildet, und suchte keinen Sinn.

Bis sein Blick auf einen Namen fiel.

Er las im Feuilleton, unter „Kunst und Wissenschaft“, daß Andrew Carnegie Millionen für einen Universitätszweck gestiftet habe.

Er wurde rot. Ganz jäh und dunkel flammte das über sein Gesicht hin.

Wieder — schon wieder . . .

Immer und überall diese großen Namen. Immer diese großen Summen, die wie goldene Ströme ins Volk hinausflossen.

Und wie funkelnder Glanz ging es von diesen Namen aus, der hineinleuchtet in die fernste Nachwelt.

‚Sie werden Unsterbliche sein . . . wie Lincoln und Franklin es sind . . . auf andre Art, aber dennoch Unsterbliche.

‚Man kann nicht mehr emporsteigen wie sie. Nicht mehr auf dem Wege reich werden wie sie.

‚Die Zeiten haben sich schon geändert.

‚Wir sind, von einem gewissen Zeitraum der amerikanischen Geschichte an gerechnet — er hob an mit der Herrschaft der Technik —, schon die zweite Generation.

‚Es bedarf dreier Generationen, um einen Gentleman zu züchten. Auch um ein ganzes Volk von Gentlemen zu züchten — wenn man das sagen darf . . .

‚Wir sind die zweite Generation. Wir können nicht mehr vom Stiefelputzer an zum Milliardär emporsteigen.

‚Wer heute in die Höhe will, zu den ganz, ganz großen Summen, der bedarf schon einer Basis. Er muß Wissen, Bildung, Verbindungen haben.

‚Wir können aber noch nicht damit vornehm und geduldig operieren wie in alten Kulturländern . . . wie es die dritte Generation darf . . .

‚Das Menschenmaterial ist noch nicht durchgesiebt, noch nicht gleichwertig genug . . .

‚Wer es versteht, mit dem G e i s t der ersten Generation, den H i l f s m i t t e l n der zweiten und den A l l ü r e n der dritten Generation zu arbeiten, der muß siegen — muß . . .

‚Ich will siegen — ich —'

Er warf das Blatt, das er mechanisch unter seinen eindringlichen, rastlosen Grübeleien ganz klein und hart zusammengefaltet hatte, auf das Tischchen.

Er schloß wieder die Augen.

‚Groß sein, groß durch ein ungeheures Vermögen — herrschen —, es sind die wahren Fürsten heute, die des Geldes ... einen Namen haben, der in den Ohren der ganzen Welt mit hellem Goldklang widerhallt ...

‚Welche Daseinswonne ... höher als alle andern. Alle umschließend.'

So blieb er mit geschlossenen Augen und träumte gewaltige Bilder. Er sah Prunkpaläste und sich darin als Herrn. Er sah köstliche, ihm gehörende Kunstsammlungen und führte neidvolle Gäste in ihnen herum. Er fuhr über Ozeane in eigner Jacht. Er gab Feste, von deren Glanz die Spalten aller Zeitungen erfüllt waren. Er machte Stiftungen, die seinen Namen der Nachwelt aufbewahrten.

Und sein ganzes Wesen weitete sich. Es war für große Daseinsformen vorbestimmt, gedieh in ihnen.

Der Reichtum war seinen Fähigkeiten die Treibhausluft, und sie wuchsen in ihm und er wieder wuchs durch sie ...

Er fühlte: wenn sein Weg auf goldener Straße bergan steige, würde er die Schwungkraft eines Genies gewinnen. War er verdammt, zwischen Sorgen sich mühsam das Dasein zu erkämpfen, würde ihn das verwirren und zerpeitschen.

Der stechend weiße Himmel ward langsam sanfter und nahm den milden Glanz der grauen Perle an. Ein zarter Dunst begann sich da und dort über Wiesenflächen zu verdichten und war vor Waldhintergründen schon sichtbar, gleich stehendem weißem Dampf. Und dann mit einemmal war's, als käme die Stadt dem Zuge entgegen oder als fange er an, sich in sie hineinzubohren. Und dann wölbte sich die hohe Halle des Hauptbahnhofs über ihm, greller Lichtglanz umbadete ihn, und mit jähem Ruck stand er.

Alveston stieg mit der Menge treppan, von den tiefliegenden Bahnsteigen empor zur großen, quer liegenden Vorhalle. Im Hinundhergetriebe der Menschen, die sich dort ergingen, bemerkte er den Doktor Hartwig Mallinger.

Es kann ja keinen harmloseren und aller Welt zugänglicheren Platz geben als eine Bahnhofshalle.

Dennoch hatte Alveston auf der Stelle das Gefühl: der steht hier, um meine Ankunft zu umlauern. Durch eine zufällige Äußerung der Frauen oder auch durch eine geradezu getane Frage konnte er erfahren haben, daß Margritts Mann heute zurückerwartet wurde.

Alveston fand, daß er seit einiger Zeit diesem Doktor Mallinger auffallend oft begegnete. Er hatte ihn zweimal fast umgerannt, als er abends aus dem Hansatheater kam. Mehrfach traf er ihn im nächtlichen Halblicht unter den Bäumen der Kirchenallee. Einmal sogar vor der Tür eines kleinen, stillen Bankiers, mit dem man nicht gerade offenkundige Beziehungen suchte, tief drinnen in der Altstadt. Diese Begegnung war ihm eigentlich die erstaunlichste gewesen.

Hatte sich Mallinger wie eine Art Detektiv an seine Fersen geheftet?

Diese Vorstellung erweckte Alvestons Spott im außerordentlichsten Maße. Der „putzige Pedant" machte ihm Spaß. Er begriff: der kam sich romantisch vor, indem er einen Feind umlauerte.

Er grüßte auch jetzt mit lachendem Blick, und indem er, die Reisemütze besonders höflich lüftend, an ihm nahe vorbeischritt, sagte er laut: „Guten Tag, Mr. Toggenburg."

Und schritt wohlgelaunt weiter, wie es Große sind, wenn sie die Kleinen mit einem neckischen Wort aufgespießt haben

Mallinger folgte ihm mit einem blassen, bösen Gesicht.

‚Ich will ihn fordern,' dachte er. Aber zugleich fühlte er: nein, das ist Unsinn. Das ist es nicht, was zu geschehen hat. Alveston war imstande, eine Forderung mit schallendem Auflachen zu beantworten, diese Neckerei als

Beweis naher Freundschaft zu bewerten. Oder: wenn man sich mit dem Mann duellieren konnte, schoß er einen voll kalter Besonnenheit und totaler Gleichgültigkeit nieder. Und Margritt war der treuesten Seele beraubt, ganz schutzlos ...

Mr. Toggenburg! Er würgte den Schimpf hinunter ...

‚Aber du wirst ihn mir bezahlen,' dachte er.

Alveston schritt aus der Bahnhofshalle schräg hinüber den Glockengießerwall hinauf. Die blaue Dämmerung füllte die Luft, und in den Straßentiefen verschwand das Leben. Rötliche und gelbliche Lichtflecke standen im nebligen Dunst. Alle Häuser schienen höher, alle Dimensionen größer.

‚Wie gut die Dämmerstunde alle großen Städte kleidet,' dachte Alveston.

Er suchte in seinem Hotel sein Zimmer auf, um sich auf das sorgsamste umzukleiden, bevor er seine Frau und Tante Hanna begrüßte.

Da lagen auch ein paar Briefe. Er nahm sie auf, noch ehe er seinen hängenden, weiten graubraunen Paletot und seine Mütze ablegte.

Er durchflog sie. Und warf sie ärgerlich hin.

Der Bankier Pokorny, derselbe, vor dessen Tür Mallinger ihm neulich begegnet war, schrieb ihm:

„Sehr geehrter Herr!

Antwortlich Ihres Geehrten, d. d. 7. Oktober aus Berlin, worin Sie auf Entscheidung dringen, teile ich ergebenst mit, daß ich das proponierte Geschäft mit Ihnen nur unter der Bedingung machen kann, daß Ihre Frau, geborene Engelbert, ihre Unterschrift der Ihren beifügt. Das Darlehen von fünfzigtausend Mark zu fünfzehn Prozent steht zu Ihrer Verfügung, sobald Ihre Frau, als spätere Erbin ihres Vaters, des Herrn D. F. Engelbert, sich als Schuldnerin verpflichtet. Ihrer baldgefälligen Entscheidung entgegensehend,

hochachtungsvoll

L. Pokorny & Cie."

Was sollte ihm das! Margritt würde fragen: Du brauchst Geld? Und zu solchen Zinsen? Und wer ist L. Pokorny & Cie.?

Und zärtlich und nüchtern zugleich würde sie dann sagen: „Lieber Mark, wenn du Geld brauchst, so nimm doch meine Mitgift, sie liegt ja noch da, sie ist dein. Aber zu törichten Zinsen von einem dunkeln Mann nimmt man doch kein Geld auf.“

Der zweite Brief war vom Konsul Oskar Gräfenhain.

„Hochverehrter Herr Vetter!

Ihre vertraulichen Zeilen, in denen Sie mir nochmals die glänzenden Aussichten Ihrer Oil Company darlegen, haben mich unendlich interessiert. Ich danke Ihnen für die besonderen Sympathieen, die Sie dadurch für mich ausdrücken, daß Sie von der ganzen Familie in erster Linie mir das Verständnis für Ihr großzügiges Unternehmen zutrauen und ebenso in erster Linie mir den Vermögenszuwachs gönnen wollen, der aus der Teilnahme an gedachtem Unternehmen sich ergeben muß. Allein meine Frau verwaltet ihr Vermögen selbst und nimmt auch regelmäßig Rechenschaft entgegen über den Teil desselben, den sie mir zum Betriebe meines Geschäftes anvertraute. Eignes Vermögen besitze ich nur erst in kaum nennenswertem Maße. Und da nun meine Frau eine große Abneigung speziell gegen alle Ölgründungen hat, so muß ich mir zu meinem größten Bedauern das Vergnügen und den Vorteil versagen, an der Alveston Oil Company mich durch Übernahme eines Postens Aktien zu beteiligen.

Mit wiederholtem Danke für Ihr überaus loyales Anerbieten bin ich, verehrter Herr Vetter,

Ihr hochachtungsvoll ergebener

O. Gräfenhain.“

Alveston lachte den Brief aus und den Mann, der ihn geschrieben.

„Sieh mal an. Der imposante Herr Konsul! Und

die demütig verliebte Frau mit ihrem monotonen ‚oh yes‘ — ‚oh indeed‘ ... unter vier Augen hält sie die Hand auf den Beutel. So kommt man dazu, den Leuten hinter die Kulissen zu gucken.“

‚Albernes Krämervolk,‘ dachte er voll zorniger Verachtung.

Alveston warf seine Mütze hin und traf vorbei. Anstatt auf den Tisch flog sie auf den Teppich. Der Paletot folgte. Ärgerlich bückte er sich nach den Sachen und fing nun an, sich mit bedachteren, wenn auch sehr raschen Bewegungen umzukleiden.

Er nahm den Revolver, den er gewohnheitsmäßig immer bei sich trug, aus der Brusttasche und legte ihn sorglich auf die Platte des Nachtschränkchens.

‚Ich muß mit dem Alten sprechen,‘ dachte er entschlossen.

Der Zorn über die Briefe legte sich, den Spott vergaß er. Eine gallenbittere Enttäuschung folgte der ersten temperamentvollen Aufwallung. Und sie war so stark in ihm, daß sein Gesicht ganz erblaßte.

Seine rasende Begier nach Größe, die vorerst sich nur das Ziel stecken durfte, den Schein der Größe mit allen Mitteln aufrechtzuerhalten, fühlte sich gefoltert. Der Gedanke, alle seine Karten aufdecken zu müssen, empörte ihn ...

Nein, das sollte nicht geschehen. Nein! Der zähe alte Mann würde mit sich reden lassen. Man mußte ihn betäuben — mit großen Worten, brillanten Zukunftsbildern — man mußte seinen Stolz zu nutzen wissen — seinen Geiz — ja gerade diese seine beiden Eigenschaften ... das ist die beste Kunst bei der Behandlung von Charakteren, ihren Fehlern Vorteile abgewinnen ...

Nun war er fertig. Er besah sich im Spiegel, der seine vornehme und durch den sorgfältigen Abendanzug noch gehobene Erscheinung mit angenehmer Deutlichkeit widerspiegelte.

Ein Schein von Zufriedenheit flog über sein blasses Gesicht und löste die scharfe Spannung der Züge.

Ein paar Minuten später trat er bei Tante Hanna

ein. Sie war allein. Ihr Zimmer mild durchleuchtet. Trotz der Friedlichkeit darin und der guten alten Möbel hatte man nicht den Eindruck, in ein altjüngferliches Heim zu kommen. Es war doch ein bißchen Weltdamenatmosphäre da. Und das Fräulein kleidete sich auch immer so hübsch, als es ihre Mittel nur irgend erlaubten. Der einzige körperliche Vorzug, den ihr die Natur gegeben hatte, die stattliche Gestalt, wurde sorgsam zur Geltung gebracht.

Sie erhob sich gleich freudig von ihrem Schreibtisch, daran sie gerade mit Nachrechnen ihres Haushaltungsbuches beschäftigt gewesen war.

Alveston küßte nach seiner Gewohnheit ihre beiden Hände, mit Gesten, als vollzöge er eine heiter-feierliche Zeremonie.

Das gefiel ihr immer wohl.

„Sie treffen mich allein. Margritt war in großem Zwiespalt. Sie wollte Sie hier erwarten, wäre am liebsten an die Bahn gekommen, obgleich Sie ihr das ein für allemal verboten haben ..."

„Margritt hat Talent zur Sklavin. Sklaven machen aus ihren Herren Unfreie. Was war denn wieder?" fragte er.

„Daniela telephonierte, ob Margritt nicht zum Mittagessen hinauskommen könne, ihr Vater scheine es zu wünschen."

„Margritt kann doch tun, was sie will."

„Ja, und ich redete ihr noch besonders zu, weil ..."

Nun besah sie etwas verlegen die Fingernägel ihrer Linken und strich mit der Rechten darüber hin. Sie hatte ja immerhin Gedächtnis ...

„Weil? ..."

„Die Mädchen" — Tante Hanna nannte Margritt mit Daniela zusammen immer noch so — „die Mädchen wollten heut ihren Vater überreden, daß er am Mittwoch zum Abendessen zu mir kommt. Es ist mein Geburtstag. Es wäre die Gelegenheit ..."

Alveston lächelte. Als Tante Hanna immer wieder schwor, ihrem Bruder nie verzeihen und nie wieder mit

ihm verkehren zu können, hatte er sich gedacht, daß man sich schon eines Tages ohne viel Federlesen wieder vertragen werde.

Er fand es drollig, wie diese Menschen hier sich voneinander abhängig machten und nicht ohne einander fertig werden zu können schienen.

„Es ist mir sehr lieb, meine teure Gönnerin," sagte er, „daß ich Sie ein wenig für mich allein haben darf."

Er geleitete sie förmlich zärtlich in ihre gewohnte Sofaecke und setzte sich auf einen Stuhl an den Tisch, so nah zu ihr, daß sie fast Knie an Knie saßen. Den Ellbogen auf die Tischplatte neben sich gestützt, das Gesicht ganz dem alten Fräulein zugewendet, das Licht halb im Rücken — so sprach er lebhaft zu ihr.

Sie sah in seinen ganz verschatteten Zügen eigentlich deutlich nur die Augen. Und in diese war sie — sie erzählte es Margritt jeden Tag — total verliebt.

Und aus diesen ausdrucksvollen Augen sprühte nun ein ganz ungewöhnliches Feuer und machte es ihr ein bißchen schwer, sich zu behaupten.

„Es freut mich, daß Aussicht ist, Sie und meinen Schwiegerpapa wieder versöhnt zu sehen. Er ist ein sehr vorzüglicher Mann. In der Tat. Aber zurück hinter seiner Zeit. Es war mir an jenem Abend eine große Genugtuung, Sie von modernerem, unternehmendem Geist erfüllt zu sehen. Wie Sie ja auch ohne Zweifel Ihrem Bruder an Intelligenz und Weite des Blicks sehr überlegen sind."

„O . . ." machte Tante Hanna mit einem Anlauf, das Lob abzuwehren.

„Man findet oft bei Frauen die größere Elastizität. Sie sind rascher im Erfassen und im Sichanpassen. Sie, teuerste Tante Hanna, sind geboren zu herrschen, zu disponieren. Wären Sie der Chef des Hauses Engelbert geworden, blühte es heute noch. Das ist meine Überzeugung."

„Das hab' ich auch manchmal gedacht," entfuhr es ihr. Sie fühlte sich ihrem Bruder durchaus überlegen. Unter

Geschwistern fühlt sich jeder dem andern überlegen. Und der Lebhafte dem Langsamen erst recht.

„Und dann, wenn es bei Ihnen gewesen wäre, die Geschicke des Hauses Engelbert zu leiten, dann lebten Sie jetzt in den großen Verhältnissen, für die Sie geboren sind. Brauchten nicht als Kleinrentnerin . . .“

Das alte Fräulein machte eine hochfahrende Bewegung.

„Pardon. Aber für meinen Maßstab sind Sie es. Ist es denn nicht wahr, daß Sie sich manches versagen, das zum Schmuck und zu den selbstverständlichen Bedürfnissen Ihrer Persönlichkeit gehört?“

Nun mußte sie doch sehr zustimmend und ausdrucksvoll nicken.

Und sie seufzte hart. All ihr bißchen Zufriedenheit kam ihr unversehens abhanden.

Er erhob sie so, machte viel aus ihr, schien ihr Ansprüche zuzuerkennen. Ja, das tat doch wohl. Und zugleich weh, weil man dadurch erst so recht begriff, wie man an allen Ecken und Enden beengt war, rechnen mußte.

Es war förmlich, als werde das Leben grauer, schiele sie von der Seite mit einem mißvergnügten Gesicht an.

„Ach ja,“ sagte sie mit einer deutlichen Märtyrerempfindung, „für mich heißt es immer sich einrichten: mit Gefühlen und mit Finanzen.“

Seine Augen leuchteten sie an. Auch in seiner Stimme war eine förmliche feurige Entschlossenheit.

„Das Einrichten mit den Finanzen soll, ich hoffe so, bald nicht mehr im bisherigen Maß nötig sein,“ sprach er. „Die Obligation zu hunderttausend Mark, die Sie auf die Liegenschaften der Alveston Oil Company haben, verzinst sich freilich nur mit acht Prozent. Obligationen sind wechselnder Gewinnmöglichkeit ja stets entzogen. Aber die fünfzigtausend Mark, von denen Sie neulich abends sprachen und für die Sie sich Aktien kaufen wollen, können in ein, in zwei Jahren zu hundertfünfzig angewachsen sein.“

„Wie schade, wie schade, daß ich bis zum ersten April nächsten Jahres damit warten muß,“ klagte sie.

„Aber liebe Tante Hanna! Das ist doch keineswegs nötig. Auch sind die Aktien im April nächsten Jahres nicht mehr zu Pari erhältlich. Sie, die Sie so erfahren sind in allen geschäftlichen Dingen, Sie wissen doch, daß eine Hypothek stets liquid ist. Sie können jede Stunde mindestens bis zu drei Vierteln ihres Wertes Geld darauf bekommen, bei jeder Bank. Ich will Ihnen gern dabei behilflich sein. Und in wenigen Tagen können Sie Aktionärin der Alveston Oil Company sein."

„Ich soll . . . ich soll meine Hypothek verpfänden?" fragte sie langsam, sehr verdutzt.

„Nichts einfacher als das. Der Eigensinn Ihres Bruders braucht Sie nicht in Ihren Wünschen zu binden."

Sie schwieg. Zur großen Überraschung Alvestons schwieg sie vollkommen. Er hatte auf ein naiv jubelndes „Ja — ja!" gerechnet. Gedacht, daß ihr die Aussicht auf den Gewinn noch gewürzt werde durch das Gefühl, dem Bruder getrotzt zu haben.

Er hatte dies „Ja!" mit lächelndem Ausdruck erwartet. Nun versiegte dies Lächeln in seinem Gesicht. Jeder Zug darin spannte sich. Seine Augen ruhten groß und durchdringend auf ihrem Gesicht.

Tante Hanna hatte beinahe einen etwas dummen Ausdruck.

Beklemmt und zweifelnd dachte sie nach. Eine Hypothek zu verpfänden, das hatte für sie einen Beigeschmack. Es erweckte in ihr ganz allgemeine Vorstellungen von Unsolidität. Sie dachte, das sei so etwas wie eine Staatsaktion. Das tut man, wenn man in großer Geldnot ist. Wenn der Ruin vor der Tür steht. In ihrer Erinnerung saß ein unklarer Niederschlag von allerlei kaufmännischen Gesprächen, die sie gehört. Sie konnte nicht auseinanderhalten, „was man tut" und „was man nicht tut", nicht, was hundertfach geübte Praxis war und was auch in tatsächlichen Verlegenheiten vorkommt. Sie hatte das unsichere, aber dennoch starke Gefühl, daß da das freibeherrschte Geschäft aufhöre und die Spekulation beginne. Oskar Gräfen-

hains Vater fiel ihr ein: als es mit ihm bergab ging, verpfändete er eine Hypothek, die seine Frau ihm als Mitgift zugebracht gehabt. Das war damals in der Familie bekannt geworden und sehr abfällig besprochen worden. Die Umstände bei jener Handlungsweise waren natürlich andre gewesen. Aber dennoch.... Nein, sie konnte nicht... war zu feig dazu. Sie dachte auch, es könne bekannt werden und dann würde man in der Familie mokant lächeln und sagen: Alveston hat ihr gewiß die Cour gemacht, und dem widersteht sie nicht.... Nein, es ging nicht.

Sie seufzte aus Herzensgrund. Sie schämte sich vor Alveston, daß sie nein sagen wollte. Aber alles, was sie zu dem Nein trieb, war doch noch stärker als dies Schamgefühl.

„Ach, lieber Mark — das sagen Sie so.... Aber das kann ich nicht — nein, die Hypothek verpfände ich nicht. Unter keinen Umständen. Nie!"

Sie sah kummervoll vor sich nieder.

Er starrte sie an. Der feurige Ausdruck in seinen Augen erlosch. Sie wurden beinah tot und leer. Er erblaßte.

Und immerfort starrte er sie an. Schwer und wie gelähmt von einem blinden Zorn.

Sein vollkommenes Schweigen kam ihr endlich zum Bewußtsein. Ein blitzschnelles Erstaunen, daß er kein abschließendes, einlenkendes Wort sagte, huschte durch ihre Gedanken.

Sie sah ihn an.

Und sah in ein ganz fremdes, furchtbares Gesicht . .

In Augen, die weiß schienen vor unbeherrschtem Zorn.

In Züge, vor deren leidenschaftlichem Ausdruck sie erschrak.

Sie machte eine Bewegung — vielleicht der entsetzten Überraschung.

Und darüber erwachte er. Und nahm sich mit rascher Kraft sehr zusammen.

Er lächelte.

„Mit Frauen muß man nicht über Geschäfte sprechen,“ sagte er.

Er stand auf und ging ein paarmal im Zimmer hin und her.

Sie sah ihm zu. Ihr Herz klopfte immer noch. Daß ein Menschenantlitz, das ihr so wohlbekannt gewesen war, sich derart im Ausdruck ändern könne, erschien ihr wie eine Unmöglichkeit. Sie wünschte es sich abstreiten zu können. Sie wollte sich zwingen zu glauben, sie habe so etwas wie eine Vision gehabt.

Aber sie fühlte es zu deutlich: das Gesicht blieb vor ihrem Gedächtnis wie die Erinnerung an eine Schreckensmaske ...

„Sie sind mir böse, lieber Mark?“ fragte sie schüchtern.

Er blieb stehen, irgendwo in der Zimmertiefe. Die Hände in den Hosentaschen. Das Haupt stolz erhoben. Das Gesicht im Glanz der ihr so bekannten strahlenden Liebenswürdigkeit.

„Freilich böse — Ihretwegen! Daß irgendwelche Vorurteile Sie hindern, nach Ihrem Vorteil zu greifen. Aber das ist Ihre Sache.“

In diesem Augenblick hörte man draußen Margritt. Sie kam Tante Hanna sehr willkommen. Sie fühlte sich so unsicher, hielt sich blamiert vor Alveston und kämpfte mit einer merkwürdigen Empfindung von Angst, die sie selbst albern, töricht, verrückt schalt und die doch da war.

Vielleicht war die junge Frau auch ihrem Gatten willkommen. Als sie eintrat, mit einer gewissen befangenen Freude ihn anlächelte, zog er sie an sich und küßte sie. In seiner Art war sehr viel milde Zärtlichkeit und Großmut.

„War deine Reise angenehm?“ fragte sie.

„Sehr. Ich habe vorzügliche Verbindungen angeknüpft.“

„Im Interesse deiner Gründung?“ fragte sie schnell und erfreut.

„Sieh an — was verstehen denn wir von Geschäften?“ sagte er neckend. „Also ja: im Interesse meiner Gründung. Es ist so gut wie gewiß, daß zwei sehr bedeutende Bank-

häuser als Hauptaktionäre große Posten meiner Aktien übernehmen."

„Wie schön! wie schön!" sagte Margritt aus Herzensgrund erfreut.

Sie dachte: ‚Wenn diese große Angelegenheit erst in Ordnung ist, kommt gewiß das Glück wieder ... kehrt die sichere Freudigkeit des Lebens zurück ...'

Auch Tante Hanna sagte: „Gottlob!"

Und dachte: ‚Ich habe mich vorhin gewiß geirrt — es war die Beleuchtung — ich hab's mir nur eingebildet, daß er steif vor Wut dasaß — ihm kann ja doch gar nichts an meinen lumpigen fünfzigtausend Mark liegen — einem Mann mit soviel Verbindungen und solchem Vermögen — meine armseligen Fünfzigtausend! — ich hab' mich geirrt — gottlob!'

Margritt kam zu ihr, umarmte sie, küßte sie auf die große Wange und sagte ihr ins Ohr: „Papa kommt Mittwoch abend."

Da brach das alte Fräulein in Tränen aus. Es kam so über sie. Nun merkte sie erst, wie nah ihr der Streit mit dem Bruder gegangen war. Und sie hatte ein Gefühl, als habe sie geradezu gegen ihn anständig gehandelt, weil sie ihre Hypothek nicht verpfändete.

Margritt streichelte sie und tröstete sie mit Zärtlichkeiten und Flüsterworten.

Das Schauspiel kam Alveston einfach kindisch vor. Er nahm mühsam seine Ungeduld in beide Hände und bezwang sie, daß sie sich nicht muckse.

„Wir werden eine große Festivität zu Ehren Ihres Geburtstages haben?" fragte er.

Tante Hanna trocknete sich die Tränen.

„Außer uns nur Wallrode und Doktor Mallinger," sagte sie, während sich das Gewölk ihrer unklaren Gemütsbewegungen nun rasch verzog.

„So, so," meinte Alveston voll Spott, „ohne den getreuen Verehrer meiner Frau geht es nicht."

„Mark!" sagte die junge Frau bittend. Seine Be-

merkung tat ihr weh. Ihre Seele war von herzlichem Mitleid erfüllt für Hartwig und von einer schönen Dankbarkeit.

Er machte eine Handbewegung.

„Ich bin nicht eifersüchtig," sprach er.

„Dazu haben Sie auch nicht von fern Ursache," schwor Tante Hanna eifrig, „sonst lübe ich ihn wahrhaft nicht so viel ein."

Margritt sah still vor sich hin. Sie hatte die vollkommene Gleichgültigkeit herausgehört aus seinem Ton, die gänzliche Nichtachtung.

Und das tat ihr irgendwie sehr weh.

Es klang, als sei er gar nicht imstande, ihretwegen zu leiden.

Diese Gleichgültigkeit hätte sich so mannigfaltig ausbeuten lassen. Das versuchte die junge Frau gar nicht. Sie fühlte nur: es ist ihm nicht der Mühe wert ...

Es war am andern Tag. Die durchsonnten Herbstnebel lösten sich gegen Mittag auf, und unter lachendem Himmel stand die Welt im Oktoberglanz. An den Ufern der weiten Alsterbecken bleiben die Konturen der Häusermassen weich und ihre Flächen blaugrau. Als prunkende Farbenflecke wirkten davor aus Gärten und Anlagen noch rote Blumenbeete und kränzten den Wassersaum wie mit Sommerschmuck.

Das Geschenk der warmen, hellen Stunden belebte alle Menschen. Der Verkehr schien rascher und fröhlicher aufzubrausen, und in der rastlosen alten Hansestadt sah es aus, als eilten die Menschen nicht zu Geschäften, sondern zu Vergnügungen.

Der Alsterpavillon, als Pfahlbau an das Ufer des Jungfernstiegs stoßend, war wie von einem dichten Kranz von Menschen umgeben, die unter Lorbeerbäumen an winzigen Tischen teils auf dem Straßenpflaster, teils auf den den Pavillon umgebenden Altanen saßen.

Alveston, allein an einem Tischchen an der Wasserseite, starrte auf die Flut. Die flinken Boote liefen da unaufhörlich hinaus und krochen unter dem engen Bogen der

Lombardsbrücke in die freiere Wasserwelt der Außenalster oder kamen von da herein, um als emsige Träger ihre Menschenlasten an der Landungsstelle des Jungfernstiegs abzusetzen. Schwäne, etwas angegraut vom unreinen Wasser, zogen mit allerlei Getue nahe am Altan entlang und ruderten mit ihren orangefarbenen Schwimmfüßen, sich auf einer Stelle, in Front des Pavillons, haltend. Sie wanden die Hälse und plusterten ihr Gefieder auf, um Brocken bettelnd, die ihnen von Kinderhänden auch oft hinabgeworfen wurden.

Von all dem munteren Leben nahm Alveston nichts wahr.

Er überdachte den Vormittag, der hinter ihm lag. Von vergeblichen Bemühungen waren die Stunden angefüllt gewesen.

Dann hatte er mit Herrn L. Pokorny gefrühstückt. In einem Kellerlokal hatten sie gesessen, wo Alveston sicher zu sein glaubte, daß keine Bekannte ihm dort begegnen konnten. Sie saßen an einem breiten Fenster, und unter diesem zog sich das ockerfarbene Wasser eines Flets dahin. Drüben erhoben sich groß und nüchtern Speicher in eng aneinander gedrängten Fronten, das Fundament im trüben Wasser badend. Aus ihren Obergeschossen kamen von den Winden gleich langen Schlangen Riesentaue herab und pickten mit dem eisernen Hakenmaul die dicken Warenballen auf aus den in Flet ankernden Leichtern. Leise schwingend schwebten sie empor und wurden vom Munde irgendeiner Luke in der Front verschluckt.

Diesem Spiel sah Alveston zu, während Herr Pokorny mit ungemeiner Gelassenheit und schlechten Manieren dem üppigen Frühstück zusprach. Er saß hier als Gast. Sein Gastgeber aß fast nichts. Alveston kam um seinen Appetit, wenn er mit Menschen am Tisch saß, die plump aßen. Vielleicht war er auch zu nervös.

Zum Schluß erklärte Herr Pokorny, sein Gegenüber ganz unerschütterlich anguckend, daß er mit Vergnügen dies Geschäft machen werde. Aber nur, wenn Frau Alveston, geborene Engelbert, als Erbin des nicht reichen, aber solid

wohlhabenden alten Engelbert durch ihre Unterschrift sich mit verbürge.

Und von den widerwärtigen und erbitternden Erinnerungen an die Unwürde dieses Frühstücks ganz erfüllt, saß nun Alveston hier und starrte auf das bewegliche Bild der vom Straßenverkehr quadratisch umgebenen Wasserfläche hinaus.

Er wußte es nun, es blieb kein andrer Weg, als den alten Herrn zur Herausgabe von Kapital zu bewegen.

‚Merkwürdig,‘ dachte der Mann, ‚wie sich mir die Hindernisse in den Weg werfen. Andern gelingt so etwas spielend. Was will ich denn? Nichts, was so kühn oder so originell ist, daß ich mich verrenne, weil unbekannte, noch nie betretene Wege mich in die Irre leiteten. Ich will nur ein Geschäft machen, wie es schon hundertmal gemacht worden ist. Mit wie viel fiktiven Kapitalisationen sind schon ungeheure Vermögen erworben. Niemand von all diesen, die mir so ängstlich ihre Kassen verschlossen halten, würde einen Pfennig verlieren. Alle sogar wahrscheinlich bedeutend gewinnen. Warum sollte mir nicht gelingen, was schon zahllose Male bei uns gelungen ist: die Aktien hoch, hoch über Pari auf den Markt zu bringen.

‚Was geht es mich noch an, in was für Händen sie sind, wenn eines Tags die Alveston Oil Company liquidiert. Zahllose Papiere von Scheinwert werden gehandelt.

‚Die sie schufen, waren die Intellekten. Und sie allein haben das Recht auf Geld. Denn in ihren Händen hebt es die Größe des Landes. Ihnen tributär zu werden ist die Bestimmung, die Pflicht der Herde.‘

Er fuhr zusammen. Sehr nah an seinem Tisch drängte sich jemand vorüber und hob zu kühlem Gruß den Hut.

Es war Doktor Hartwig Mallinger.

Alveston sah ihm starr nach, bis er um die Ecke des Gebäudes verschwand, die Sonne suchend, die dort noch voll auf die Reihe der Tischchen schien.

Es fiel ihm gar nicht ein, daß dies in der Tat eine

zufällige Begegnung sein, daß Mallinger die Gewohnheit haben könne, hier allnachmittäglich seinen Tee zu nehmen.

Er fühlte wieder: ich werde beobachtet, verfolgt. . . . Sein rasender Hochmut flammte auf. Zugleich hatte er diesmal doch eine peinliche, nervöse Empfindung. Er trotzte dagegen: meinetwegen, spioniert mich aus, soviel ihr wollt . . .

Er stand auf, ging fort. Auf dem Jungfernstieg nahm er sich einen Taxameter und sagte dem Kutscher: „Ausschlägerelbdeich.“

Nun rollte der Wagen in schlanker Fahrt dahin. An der Alster entlang, durch das gewaltige, lachend überstrahlte Straßenbild des Glockengießerwalls. Rechts an ihm, in vornehmer Stille aus dem letzten Überrest der Wallanlagen wie aus einem Gartenidyll grüßend, stand der Renaissancepalast der Kunsthalle. Nur durch eine, die Gleisschlucht überschlagende Brücke von ihm getrennt, erhob sich der Palast des Verkehrs — der Bahnhofsbau. Zwei Welten schienen hier aneinander zu stoßen: die der höchsten Innerlichkeit und die der größten Unruhe.

Weiter lief der Wagen, hin in die endlose, von emsigem Gewerbeleben erfüllte Blankstraße, zwischen den hohen Häuserzeilen und schon entblätterten Bäumen des Billhörner Röhrendammes.

Alveston hatte immer ein geradezu seelisches Behagen am Fahren. Das hohle Klappen der Pferdehufe, rastlos und gleichmäßig vom Straßenpflaster widerhallend, tat seinen Nerven wohl. In einer fast primitiven Empfindung genoß er es, durch den Sitz im Wagen, ruhend und doch fortbewegt, von den Fußgängern auf dem Bürgersteig geschieden zu sein.

‚Von meinem Stall und meinem Wagenpark soll in ein paar Jahren New York sprechen,‘ dachte er.

Was war das: in Berlin, in Wien, in Paris eine Rolle spielen! Besonders in Paris schien es kinderleicht. Es war nichts!

Aber in New York, dem Paris der Amerikaner, be-

merkt werden — unter den ersten Namen zu stehen ... ja das bedeutete in Wahrheit Ansehen.

Ein großer Amerikaner ist für die ganze Welt ein großer Mann ...

‚Unsre Zahlen hallen über die Ozeane ...‘

Alveston lächelte vor sich hin.

Niemals konnte er beschwingter, zuversichtlicher nachdenken als bei rascher Fahrt.

Und nun war ihm, als führe er zu einem Siege. All die peinvollen Erregungen der letzten Monate hörten auf. Sie war zu Ende, diese mit kaum beherrschter Ungeduld, unter immer erneutem Aufbäumen des Hochmuts ertragene Bettelei.

Ja, Bettelei schienen ihm zuletzt seine Versuche, Kapital aufzutreiben. Weil sie ohne Erfolg geblieben waren. Erfolg hätte ihnen den Charakter des „Geschäftes“ gegeben und seinen Stolz beflügelt

Deutlicher als jemals fühlte er: er war ein Mann, veranlagt in großen Dimensionen zu leben und zu wirken.

Er wollte, er würde, er mußte es erreichen, was ihm vorschwebte!

Jetzt, in dieser Daseinskrisis nur eine Handvoll Kapital! ... eine Bagatelle! ... Es würde genügen, um nach Amerika zurückzukehren und den Schein von Größe aufrechtzuerhalten; es würde Frist bedeuten ...

Was hier nicht gelungen war, konnte nun doch noch drüben gelingen.

Auf dem Grundstück, das er erworben und über dessen flüchtig zusammengezimmertem Zaun das stolze Schild mit der Firma „Alveston Oil Company“ prangte, mußte eine gewisse Tätigkeit entwickelt werden. Man mußte anfangen zu bauen, zu bohren. Es würde sich natürlich Naphtha zeigen. Dies müßte in die Presse hinausposaunt werden. Das kleine Areal lag ja in unmittelbarer Nähe des Spindle-Top-Distriktes. Da gab es überall Erdschichten, die noch Öl enthielten.

Die winzigste Produktion genügte, um in der Presse

den größten Lärm davon zu machen. Aber so ein Lärm kostet Geld. . . . Mehr als die Anlage eines Bohrloches.

Ja . . . jetzt nur eine Handvoll Kapital! Um die Sache in Betrieb zu bringen und die Reklame arbeiten zu lassen.

Und dann würde die Angelegenheit wie von selbst vorwärtsgehen. Für zwei Millionen Dollar Aktien ließen sich in Amerika spielend verkaufen, wenn nur erst die Aufmerksamkeit auf die Alveston Oil Company gelenkt werden konnte. Und all die Käufer dieser Aktien, wenigstens die meisten, würden so gut wie er selbst wissen, daß es sich um ein Geschäft mit Scheinwerten handle. Und dadurch wurden sie seine Helfer, hatten auch ihrerseits ein Interesse daran, den Kurs der Aktien zum Steigen zu bringen. Das griff alles ineinander ein.

Auch das Geld, auf einen Zweck versammelt, arbeitet wie eine Maschine. Die tausend großen und kleinen Interessen, die es in Bewegung setzen, gleichen den Rädern. Mit ihren Zähnen haken sie hart ineinander ein und zwingen sich gegenseitig zur Umdrehung. Mit langem Treibriemen sind die fern voneinander liegenden verbunden, und er jagt sie in gleichem Umschwung herum. Die Kolben stampfen auf und ab, glatt von Öl, zähe und stumpfsinnige Arbeiter, die den Gang der Maschine fördern. Kleine blanke Räder, scheinbar ohne Zusammenhang mit der Hauptbewegung, kreisen unaufhörlich um ihre Achsen. Und das alles plappert breitmäulig und erzählt mit klappernden Geräuschen von der Arbeit, die es vollbringt.

Der eine aber, der dem so arbeitenden Geld den Zweck gibt, dem kommt der Hauptgewinn zu . . .

Reich sein! Wirklich sein, was ihm seit ein paar Jahren mit großer Kunst gelungen war zu scheinen . . .

Endlich angekommen . . .

O, diese Jahre des Scheinens waren nicht verloren. Sie waren ein kluges Vorspiel gewesen. Hatten ihm doch da und dort gute Vorurteile Ansehen und Kredit erweckt.

Jetzt nur eine Handvoll Kapital! Damit von einer

Europareise zurückkehrend — und er war gewiß, ganz gewiß imstande, den zuvor drüben gewonnenen Kredit nun tatsächlich auszunutzen.

Wie genoß er schon das Ansehen, das er sich bis jetzt zu schaffen gewußt! Eine Ahnung und Vorgeschmack dessen war es, was erst der wirkliche, grandiose Reichtum gewähren mußte ...

Er rechnete weiter: wenn ihm von dem Unternehmen der Alveston Oil Company nur eine Million Dollar in der eigenen Hand bleiben würde, hatte er den Fuß auf der ersten Sprosse der Leiter. Und dann war das weitere Aufklimmen gesichert. Die erste Million ist die schwerste. Das stand in der Fibel aller Großkapitalisten.

Das Sonnenlicht losch aus den Straßen hinweg. Feiner blauer Dunst füllte sie, und durch seinen feuchten Nebel glänzten milder alle Straßenlaternen, die gerade entzündet wurden.

An der Ecke der Vierländerstraße, wo der Wagen umbog und wie ein Panorama sich der Blick auf den von Dämmerung schon verschleierten Strom öffnete, sah Alveston Daniela.

Er ließ den Wagen sie ein paar Schritte überholen, dann halten und stieg aus.

Daniela wurde zu ihrem eigenen Ärger wieder rot. Das kam: seit damals, wo sie wirklich unter Alvestons feurig-zudringlichem Blick errötet war und Wallrode es gesehen hatte — gerade er! als ob man mehr Pech haben könne — ängstigte sie sich jedesmal davor, rot zu werden, und wurde es deshalb mit Sicherheit.

„In der Dämmerung und allein auf der Straße?“ fragte er.

Sie schritten nebeneinander auf dem Deich entlang.

„Es ist ja noch fast taghell. Ich hatte eine kleine häusliche Besorgung.“

„Ich liebe nicht, schöne Frauen zu Fuß auf der Straße zu sehen.“

„Ja — wir können uns nun mal keinen Wagen

halten," sagte Daniela gleichmütig. Aber schon wurde sie auch verwirrt. Sie fühlte, sie habe die „schöne Frau" ganz einfach eingesteckt, als käme ihr das zu.

„Was nur an den Dispositionen Ihres Vaters liegt."

„Wenn ich 'n Mann wäre, wär's mir zu langweilig, bloß so still auf meinen paar Staatspapieren zu sitzen. Aber ich versteh' wohl nichts davon."

„Sehr viel verstehen Sie davon," sprach er lebhaft. „Oder nein: Sie verstehen nicht, aber Sie haben die gesunde, moderne Empfindung. Helfen Sie mir, Ihren Papa zu überreden, daß er sich an meiner Unternehmung beteiligt. Es wäre zu Ihrem Besten, zu seinem, ein Vorteil für Margritt und ihre Knaben."

Daniela wurde verlegen. Sie mochte ihrem Schwager nicht sagen, daß sie Papa schon reichlich oft die Ohren mit Bitten, Fragen, Vorstellungen in dieser Sache gefüllt, daß er es sich schroff verbeten habe.

In ihrer Verlegenheit stand sie still und sah vor sich nieder.

Er verstand nicht, was ihr war. Er nahm ganz zart ihre Hand.

Das war ihr beängstigend. Sie entzog sie ihm schnell. Sie fühlte: er ist doch Margritts Mann ...

„Papa ist alt. Man muß ihn in Ruhe lassen. Er könnte ja mein Großpapa sein. Das denk' ich oft — seinen Jahren nach. Man darf keinen feurigen Unternehmungsgeist mehr von ihm verlangen. Ich, ja, wenn ich zu bestimmen hätte ... dann ..."

„Sie hätten an meine Seite gehört — eine Frau wie Sie mußte meine Mitkämpferin werden. Margritt ist zufrieden. Immer. Wie ist das eng. Sie bereitet mir eine Häuslichkeit so recht zum Ausruhen für erschöpfte Nerven — das brauch' ich ja auch, zuzeiten, gewiß. Aber Sie, Daniela, Sie verstehen meine großen Pläne."

Sie war ein wenig benommen von so viel feuriger Anerkennung. Sie dachte: ‚er weiß es ja gar nicht, kennt

mich so wenig.' Und dennoch tat es ihr recht wohl, hoch eintaxiert zu werden. Sie sah ihn an. Und doch auch nicht so eigentlich ihn. Vor ihren Gedanken stand das Bild, das sie sich vom Mann und vom Leben machte ... Es hatte große Linien und bedeutenden Inhalt ... ungewöhnlich war es — vor allen Dingen ungewöhnlich ... Darauf kam es hauptsächlich an.

Sie seufzte.

„Liebe Daniela," flüsterte er.

Sie erwachte aus ihrer Benommenheit.

„Was stehen wir hier," lachte sie erzwungen und mit heißem Kopf.

Und sie gingen ins Haus.

Ein paar Augenblicke später saß Mark Alveston im Zimmer seines Schwiegervaters, dem steifen, aufrechten alten Herrn gegenüber. Daniela kam mit dem Tee und setzte sich zu den Männern. Ein etwas massiver und zu dunkler Schirm umfing das Licht der Lampe, so daß es nur als helle Scheibe auf dem Tisch lag, dem Raum aber kaum mehr als Dämmerung gönnte. In diesem Licht stickte Daniela Rosenbäumchen auf eine weiße, im Biedermeiergeschmack bezeichnete Decke.

Der alte Herr rauchte um diese Tageszeit nicht. Und das gab ihm etwas Kahles, so als habe man seinem Bilde die Nüance der Gemütlichkeit, die einzige, genommen. Er trank zuweilen einen Schluck Tee und sah, ehe er ihn nahm, immer erst einen Moment in die Tasse.

Alveston, die schlanken Hände um sein übergeschlagenes Knie gefaltet, saß in einem Klubstuhl, vorgebeugt, ganz dem wortkargen Mann zugewandt.

„Papa," begann er, „um die Wahrheit zu sagen, komme ich heute nicht nur, um Sie nach meiner kurzen Berliner Reise zu begrüßen und hier ein Teestündchen mit Ihnen zu verplaudern. Ich suche eine geschäftliche Unterredung mit Ihnen — o bitte, Daniela — Sie sollen nicht gleich davonlaufen — ich hoffe, es wird Sie nicht langweilen."

„Ich habe mich von allen Geschäften zurückgezogen," bemerkte der alte Herr.

„Leider. Zu früh. Ehe diese Zeit begann, wo für den Tatkräftigen und Weitblickenden das Geld fast auf der Straße liegt."

Er besann sich einen Augenblick. Der andere Mann schwieg vollkommen.

Er hatte noch niemals in seinem Leben Neugier gezeigt oder gehabt. Er fühlte auch jetzt nicht die mindeste auf das, was Alveston ihm erzählen wollte. Daß er noch einmal auf den Hausverkauf oder die Oil Company zurückkommen werde, erwartete er nicht. Denn er, Engelbert, kam nie auf Sachen zurück, die mit einem „Nein" schon erledigt waren.

„Ich aber, lieber Papa, fühle Kräfte in mir und die Bestimmung, mir im geschäftlichen Leben Amerikas einen ganz prominenten Platz zu erobern. Alles, was ich bis jetzt leistete, war sozusagen nur Vorarbeit. Die Zeit der Taten, der wirklichen, großen Taten hebt für mich erst mit meiner Oil Company an."

„Taten? Sie meinen mit Taten: Geld?" fragte Engelbert trocken.

„Ja, Geld. Geld in der rechten Hand ist identisch mit Taten. Ich werde die eines Sämanns vollbringen: Gold ausstreuen auf die richtigen Fruchtböden, wo es sich verhundertfacht. Sie wissen es: Amerika ist das Land der riesenhaften Dimensionen. Unternehmungen, die dort wirklich in den Vordergrund der Beachtung treten sollen, müssen Konturen von beinahe phantastischer Größe haben. Diese Erkenntnis lähmt den Geist der kleinen und mittleren Kräfte. Sie beflügelt den der wahrhaft Intellekten und Berufenen. Sie macht erfinderisch, kühn, ehrgeizig. Ich fühle all die Fähigkeiten in mir, die Mischung all jener Eigenschaften, deren man drüben bedarf, um in die Front zu kommen, beim ungeheuern Kampf um große Geltung."

Daniela hielt die Hände über ihre Stickerei zusammengelegt und hörte sehr begeistert zu.

‚Ach, die glückliche Margritt,‘ dachte sie. ‚Solche Männer sind doch wie Helden. Mit Schwertern gegen Drachen kann kein Mann mehr ausziehen. Heut setzt man andre Kräfte ein. Ja, das ist auch was: Wagemut und Adlerblick auf geschäftlichem Gebiet.‘

Und die mühsame Kleinarbeit eines andern fiel ihr ein. ... ‚Die Art seiner Arbeit bildet gewiß den Mann,‘ dachte sie. ‚Wer sich seine Mühen nach kleinen Tarifen berechnen und bezahlen lassen muß, wird allmählich ein Spießbürger.‘

Und mit wie fürstlichem Selbstbewußtsein sprach dieser.

„Sie haben mich vor einigen Jahren ungern als Sohn angenommen, lieber Papa, aber ich hoffe, daß Sie noch stolz darauf sein werden, sehr stolz, Ihre Tochter an Mark Alveston verheiratet zu haben.“

„O ich — ich bin zufrieden, daß meine Tochter glücklich scheint, und danke Ihnen dafür,“ sagte Engelbert und guckte angelegentlich in den goldbräunlichen klaren Tee in seiner Tasse, die er am Henkel hielt, um sie gleich zum Mund zu führen.

Diese Reden machten ihn etwas hilflos. Er verstand nicht, wie ein Mann so groß von sich sprechen könne. Er dachte zu langsam und zu schwunglos, um dadurch sich fortreißen zu lassen.

„Die Angelegenheit meiner Oil Company geht vortrefflich voran. Interessiert es Sie, einige Details darüber zu hören?“

Der alte Herr machte eine Kopfbewegung von unbestimmbarer Bedeutung.

Und nun hielt Alveston einen sehr langen Vortrag über die Qualität des Petroleums, das auf seinem Gelände erbohrt werden würde. Er setzte auseinander, daß es nicht von der Güte des Pennsylvaniaöls sein werde und nur einen weit geringeren Prozentsatz von Leuchtöl hergeben könne, trotz der Vorzüglichkeit des neuen Raffinierungsverfahrens, das er denke anwenden zu lassen. Aber er schilderte die außerordentlich vorteilhafte Verwert-

barkeit des zu erzeugenden Schmieröls und des Asphaltes. Auf dreiundvierzig Prozent Schmieröl in verschiedenen Qualitäten sei für gewiß zu rechnen. Ein Artikel, der in einem Maschinenlande, als welches man Amerika doch bezeichnen dürfe, einer nie zu genügenden Nachfrage begegne.

Indem er so nüchtern die künftige Produktion nicht zu überschätzen schien, erweckte er zugleich ein gesteigertes Vertrauen in ihre Zuverlässigkeit.

‚Es scheint ja ... es scheint ja,‘ dachte der alte Herr zufrieden. Aber als Mark Alveston nach seinen sehr ausführlichen Darlegungen eine Pause machte, schwieg er doch in diese Pause hinein.

Und diese Stummheit erregte Alveston. Sie war ihm wie ein Signal. Unheimlich beredt war sie ihm.

„Nachdem ich nun so Ihnen, lieber Papa, die ganzen Verhältnisse klargelegt, biete ich Ihnen noch einmal im Ernst an, was ich Ihnen schon oft gesprächsweise und halb im Scherz bot: Beteiligung an meiner Company,“ sagte Alveston voll Haltung.

Daniela hielt fast den Atem an und sah zu ihrem Vater hinüber.

Der saß ruhevoll, mit unbewegtem Gesicht, und sagte höflich: „Ich danke Ihnen. Aber ich habe mich, wie Sie wissen, von allen Geschäften zurückgezogen.“

„Es handelt sich nur um eine veränderte Kapitalanlage für Sie, die Sie in keiner Weise wieder in Geschäfte hineinzieht.“

„Ich wünsche meine Kapitalanlagen nicht zu verändern.“

„Sie sind doch stolz auf Ihren Namen, das Ansehen Ihrer Familie. Es wird sich, es kann sich nur heben durch Anwachsen Ihres Vermögens.“

„Ich bin zufrieden mit dem Ansehen, wie ich's habe.“

„Aber Sie haben auch Pflichten. Der Wert des Geldes hat sich geändert. Ihr Vermögen, das in Ihrer Jugend noch etwas bedeutete, stellt heut bescheidenen Wohlstand dar. Vermehren Sie ihn.“

„Ich habe keine Bedürfnisse," sagte der alte Herr und griff wieder nach seiner Teetasse.

Alvestons feuriges Auge verschleierte sich. Sein volles Organ, das immer bezwingend, fast liebkosend klang, wurde schärfer.

„Ihre Töchter werden aber andere Ansprüche an das Leben haben. Und an die Zukunft Ihrer Enkel denken Sie nicht? Sie wollen Töchtern und Enkeln nicht den Vorteil zuwenden, den eine Verdoppelung Ihres Vermögens für sie doch bedeuten würde?"

„Ich hoffe, Daniela bekommt einen vernünftigen und soliden Mann, auch ist immerhin auskömmliches Vermögen da. Und Ihre Frau und Ihre Knaben brauchen ja auf kein Großvatererbe Gewicht zu legen bei dem Reichtum, den Sie schon so gut wie in der Hand haben," sprach der alte Herr in unerschütterlicher Logik. Und er trank mit einer abschließenden Geste einen Schluck Tee. Seine ganze Haltung drückte förmlich lesbar aus: „So! Schluß!"

Alveston schwieg ein paar Sekunden. Er hatte einen Faustschlag vor die Stirn bekommen. Er war wie betäubt. Das hielt den Lauf seiner Gedanken auf.

Das ganze Zimmer schien von einem tumultuarischen, hellen Lärm erfüllt. Tausend Hohnstimmen schrieen gellend: „nein, nein, nein! . . ."

Alveston sah vor sich nieder. Ihm war, als müßte sonst die Wut aus seinen Augen springen und sich auf den hartnäckigen alten Mann stürzen.

Er konnte es, er wollte es nicht mehr sehen, wie der so bedächtig den Inhalt seiner Tasse anguckte und sie dann zum Munde führte, als sei's ein Entschluß.

Diese unschuldige Gewohnheit reizte ihn — machte ihn schäumen — aus der Hand hätte er ihm die Tasse schlagen mögen . . .

Wie saß der alte Mann da . . . verstockt, unberührbar, unbewegbar, zäh . . .

Wie ein Hindernis . . .

Was war er denn seinen Kindern? Wozu lebte er? Was hatte er selbst vom Leben?

Wie ein unnützer Stein lag er auf ihren Wegen.

Sie liebten ihn. Ach — schwächliche Gewohnheit. Fixe Idee. Eingebildete Gefühle. Gezüchtet durch den überkommenen Begriff „Familie". Eine von den mutlosen Lügen der Gesellschaft ...

Ein Mensch, der ein Hemmnis ist für eine stärkere Kraft und einen lebendigeren Willen, hat seine Rechte verwirkt ...

Für Alveston verkörperte sich plötzlich alles, was er in den letzten Monaten an Demütigungen, Enttäuschungen, Ängsten hatte hinunterwürgen müssen, in diesem einen Menschen ...

Er bezwang sich. Er sah, mit fast erloschenen Blicken, bleich, starr den alten Herrn an.

„Lieber Papa," sagte er, „Sie haben recht. Ihre Tochter Margritt und Ihre Enkel bedürfen keinerlei Fürsorge Ihrerseits. Ich respektiere als Gründer der Alveston Oil Company Ihre Abneigung, Ihr Vermögen in mein Unternehmen zu stecken. Es ist so groß und glänzend, daß es nicht um Kapital betteln zu gehen braucht."

Er atmete tief auf. Wie zu einem letzten Anlauf.

Daniela sah von einem zum andern. Sie litt, weil ihr Papa so eigensinnig war. Sie begriff es nicht. Wie konnte er. ... Es schien ihr kränkend für Mark — wie Mißtrauen sah es aus ...

„Aber als Schwiegersohn habe ich eine Bitte. Ich hoffe, Daniela wird mir helfen und diese meine Bitte bei Ihnen befürworten."

Bei der Nennung ihres Namens, auf den Ton hin, der sich liebenswürdig an sie zu wenden schien, machte Daniela eine unwillkürliche Bewegung. Eine ablehnende... ach nein, ach nein, sie wollte sich nicht zwischen die Männer stellen! Wenn sie Papas Haltung auch nicht billigte — sich gegen ihn wenden? Ihn nochmals, ihn immer wieder

quälen? Nein, nein. Papa wollte seine Ruhe. Und das ging doch schließlich allem vor.

Auf diese unwillkürliche, ablehnende Bewegung hin blitzte in Alvestons Auge etwas auf, ein Zug zorniger Ungeduld huschte um seinen Mund.

Er fuhr fort, mit leidenschaftlicher Eindringlichkeit sprechend: „Ich bitte Sie, Papa, an den Eindruck zu denken, den moralischen Eindruck, den das macht, wenn ich sagen muß: Mein Schwiegerpapa? Herr Engelbert? Ja, der — der hat sich in gar keiner Weise beteiligt an dem Unternehmen. Sähe das — wenn ich das sagen muß — sähe das nicht aus wie ... wie Mangel an Glauben ... Mißtrauen in meine Kapazität ... säh' es nicht so aus? Und deshalb — um des Ansehens willen, um mir die Freude zu machen ... als Wohltat für mein Gemüt, als Ausgleich gewissermaßen für die Ablehnung, die ich einst erfuhr ... deshalb bitte ich: Beteiligen Sie sich gleichsam wie zur Unterhaltung — um den Spaß zu haben — doch mit einer Bagatelle an der Sache. Vielleicht haben Sie Pläsier daran, Aufsichtsrat zu werden ... Nehmen Sie's nicht als Geschäft; als Familienangelegenheit nehmen Sie's, auf die Sie stolz sind — ich hoffe so, daß Sie es sind —, bringen Sie mich nicht in die seltsame Lage, daß ich erklären muß: Mein Schwiegervater ist gar nicht — aber gar nicht an der Sache beteiligt. Nehmen Sie für Margritts künftiges Erbteil Aktien. Oder nur für die Hälfte davon."

Er schwieg. Erschöpft von dem ungeheuern Zorn, der in ihm gärte, während er so bat — und sein ganzes Wesen war dem Bitten feind ... er litt und haßte den, der ihm dieses Leiden aufzwang ...

Engelbert hatte sehr aufmerksam zugehört und besann sich ein paar Augenblicke. Dann sagte er: „Wir in Hamburg wissen ganz genau in Amerika Bescheid. Das ist ja für uns nebenan. Und da will ich Ihnen was sagen: Drüben kräht kein Hund noch Hahn danach, ob Ihr Schwiegervater sich beteiligt hat oder nicht. Wenn Sie

bloß Kapital haben. Na und das haben Sie ja. Sie brauchen meins gewiß nicht. Brauchten Sie es aber, dann wäre es schlimm. Und dann gäbe ich es Ihnen erst recht nicht. Aber Sie sagen ja: Sie haben es. Schön. Ich glaub' es. Ich bin weit entfernt, nicht an Ihre Sache zu glauben. Nee — das nicht. Aber wegen des moralischen Eindrucks von meiner Nichtbeteiligung können Sie ganz ruhig sein. Da kräht kein Hund noch Hahn nach."

Und er griff wieder nach seiner Tasse.

Diese abermalige Gebärde spannte Alvestons Nerven zum Zerreißen. Kalte Schauer rieselten mit tausend Ameisenfüßen über ihn hin.

Ihm war, als müsse er den alten Mann auf der Stelle erschießen — wegen eben dieser unerträglichen Gebärde. . . .

„Ich bin ein Mann," schloß der alte Engelbert langsam wie immer, in einer gewissen trockenen Selbstzufriedenheit, „der bei seinem Wort bleibt. Und dies war: nein!"

Er besah seinen Tee und hob mit hartem Ruck die Tasse zum Munde.

Alveston sah weg. Er stand auf.

Daniela blickte ihn traurig an. Er tat ihr leid. Immer wieder ein „Nein" zu hören, das war kränkend. Er war bleich. Aber was in ihm vorging, konnte sie nicht erraten. Sein Gesicht war so sehr im Schatten.

Er schien sich zu besinnen.

In Wahrheit besann er sich nicht — wußte nichts — dachte nichts klar. . . . Er fühlte nur: wenn der Alte noch einmal nach seiner Tasse greift, schlag' ich zu . . .

Und um diese unerträgliche, steife, törichte, pedantische Gewohnheitsbewegung nicht noch einmal zu erleben — ja, in Wahrheit schien es ihm, als flöhe er vor ihr, nur vor ihr — als sei sie allein es, die sein Leben zerstöre —, ging er mit kurzem Gruß davon.

Schluß des ersten Bandes.

Tragödien der Zeit. Von **Richard Voß.** 2 Bände.

Das jüngste Werk des Dichters führt uns in die Stadt Goethes und Schillers, in das Weimar der letzten Jahre; es ist ein hinreißendes Zeitgemälde, das Voß hier mit seiner Meisterhand vor uns entwirft. In Charakteren, Einzelgestalten von monumentaler Größe und Einfachheit zeichnet er die widerstreitenden Strömungen unsrer heftig gärenden Zeit.

Um Frauenehre. Von **Mrs. Belloc Lowndes.** Aus dem Englischen.

Mit atemloser Spannung verfolgen wir in diesem glänzend aufgebauten, packenden Roman die tragischen Folgen eines Schrittes vom Wege und die verzweifelten Bemühungen des Helden, den Ehrenschild der geliebten Frau bis über ihren Tod hinaus vor der Welt rein zu erhalten.

Auf Messers Schneide. Von **Else Franken.**

Ein glänzend geschriebener Hochschulroman der beliebten Schriftstellerin aus einer Universität des deutschen Nordens, der das Wesen einer solchen Gelehrtenrepublik mit großer Sachkenntnis an einer Reihe scharf und doch liebevoll beobachteter Typen schildert. Aber es fehlt auch nicht an einer jener Hochschultragödien, die gelegentlich im Verborgenen spielen und auch Andere, Unschuldige in den Sturz hineinziehen.

Das Jahr des Irrtums. Von **Walther Schulte vom Brühl.**

Unterstützt von seiner feinen historischen Bildung und getragen von starkem künstlerischem Empfinden, zeichnet der bekannte Verfasser der „Revolutzer" und des „Frühlingsevangelium" mit vollendeter Meisterschaft die große Zeit vor hundert Jahren in ihrem heroischen Aufschwung wie in ihren stilleren, vom Wege abseits liegenden idyllischen Episoden.

Dreißigster Jahrgang

Der Schläfer von Sulz. Von **Hermann Stegemann.** 2 Bde.

So lebendig die ganze landschaftliche Umwelt und das Volksleben geschildert sind, das Werk erhebt sich doch weit über die Dorfgeschichten gewöhnlicher Art und wächst zu einem Drama empor, in dem der alte Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen dem Idealismus einer hochgestimmten Seele und den brutalen Mächten des Stumpfsinns und der Selbstsucht durchgekämpft wird.

(Staatsanzeiger für Württ.)

Du mußt mir glauben! Von **Hanns von Zobeltitz.**

Der große Reiz dieser Erzählung beruht keineswegs nur auf diesem glänzend entwickelten kriminellen Vorwurf, dessen Behandlung den Leser bis zur letzten Seite in stärkster Erregung hält. Es ist vielmehr die feine psychologische Begründung, es sind tiefe Seelenvorgänge, die der reifen Dichtung ihren großen Zauber verleihen und ihre nachhaltige Wirkung.

Paul Becks Untersuchungen. Von **M. Mc Donnell Bodkin.**

Eine Reihe glänzend geschriebener Kriminalgeschichten, deren Held, der den Lesern von Engelhorns Romanbibliothek wohlbekannte Detektiv Paul Beck, sich auch hier das Interesse und die Bewunderung seiner zahlreichen Freunde zu erhalten weiß.

Das Heiratsdorf. Von **Nanny Lambrecht.** 2 Bände.

Amüsante Typen, urwüchsige Milieuschilderung, eine hinreißende Handlung — das sind die Merkmale dieses glänzend geschriebenen Wallonenromanes, den wir mit Freude und Befriedigung aus der Hand legen.

In der Schuld und andere Geschichten. Von **Hermine Villinger.**

Die Gestalten Hermine Villingers stehen alle in überraschender Lebendigkeit vor uns; frischer köstlicher Humor wechselt mit tragischer Größe, und sei es nun, daß die Verfasserin uns zu ihren besondern Vertrauten, den Schwarzwälder Bauern, führt oder uns das innere Werden eines begabten Lehrerssohnes miterleben läßt — stets stehen wir im Bann ihrer außerordentlichen erzählerischen Begabung und künstlerischen Reife.

Meine Töchter. Von **Dora Melegari.** Aus dem Französischen.

Außerordentlich fein ist es, wie sich in diesem höchst anziehenden Roman in den Charakteren der drei Töchter die Natur der erzählenden Mutter spiegelt, wie die Töchter sich im Sturm der Leidenschaften durch Lüge und Unglauben hindurch entwickeln und läutern müssen.



… ist die atemraubend spannende Handlung erzählt, während ein prickelnder Humor das Ganze durchzieht.

Mit Marschall Vorwärts. Von **Hanns von Zobeltitz.**

Nur ein gründlicher Kenner der Jahre 1813/15, ein wirklicher Dichter und ein leidenschaftlicher Patriot konnte diese ergreifenden, herzenswarmen Erzählungen schreiben, die in unserem Volke stärksten Widerhall finden müssen.

Mit Luchsaugen. Von **Michel Corday** und **André Couvreur.** Aus dem Französischen.

Der Held dieser höchst originellen Kriminalgeschichte ist ein junger Gelehrter, der durch die Anwendung eines Serums, das ihn befähigt, die Gedanken seiner Nebenmenschen zu lesen, einen unschuldig Verurteilten befreit und den eigentlichen Mörder aufdeckt.

Erfüllung. Von **Elisabeth Kuylenstierna-Wenster.** Aus dem Schwedischen. 2 Bände.

Wie Gretchens, der lebensdurstigen Sucherin, Charakter sich festigt, wie sie zu einem innerlich reifen Menschen heranwächst, wie in der Fremde die Liebe zu ihrem früheren Bräutigam wiedererwacht, — das alles ist in diesem im besten Sinne modernen Roman mit großer Feinheit und Lebenstreue wiedergegeben.

Die Insel der schönen Menschen und andere Geschichten. Von **Richard Voß.**

Der unerreichte Meister der italienischen Dorfgeschichte führt uns in diesem herrlichen Buche wieder nach dem Wunderland Italien und schüttet mit verschwenderischer Freigebigkeit das Füllhorn seiner unerschöpflichen poetischen Gestaltungskraft über all das leidenschaftlich bewegte Geschehen aus. Eine Perle wie die „Kentaurenliebe“ kann schlechthin als Meisterwerk bezeichnet werden.

Die Tarantella der Carmelina und andere Geschichten. Von **Richard Voß.**

Die Gestalten dieses Buches sind nicht nach dem Süden verpflanzte Nordländer: sie sind auf dem vulkanheißen Boden Kampaniens gewachsen, sind wundervoll in ihrer ursprünglichen Frische und leidenschafterfüllten Kraft.

Waldkinder. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Wenn unsere alte Freundin Mrs. Croker mit einem neuen Roman erscheint, so kann sie bei alt und jung einer herzlichen Aufnahme sicher sein, zumal wenn es ein so packender und reizvoll geschriebener ist wie diese Dschungelgeschichte aus den Zentralprovinzen Indiens, die sie in treuer Anhänglichkeit ihren deutschen Lesern gewidmet hat.

Der Lebende hat Recht. Von **Klara Hofer.**

Der tragische Konflikt, der aus der Verbindung zweier von Grund aus wesensverschiedener Geschlechter erwächst, und das verzweifelte Ringen eines durch generationenlange Überkultur degenerierten Edelgewächses gegen die kraftstrotzende Triebnatur eines frischen Schößlings gibt das Thema zu diesem höchst klugen und fesselnden Roman, mit dem sich die rühmlich bekannte Verfasserin außerordentlich vorteilhaft in unsre Romanbibliothek einführt.

Droschke No. 44. Von **R. F. Foster.** Aus dem Englischen.

Eine Kriminalgeschichte von derartigem Raffinement, daß der Leser durch die sich häufenden Komplikationen allmählich in die größte Verwirrung gerät und bis zum Schluß genasführt wird.

Nichts über Mich! Von **Ida Boy-Ed.** Zwei Bände.

Ein Roman aus dem Hamburger Großkaufmannsleben mit seinen Beziehungen über den großen Teich hinüber, voll packender Handlung in seinem kriminellen Vorwurf und von bezwingender Wirkung. Der skrupellose Amerikaner, der ehrenhafte Kaufmann, das Leben in den Hamburger Familien sind mit sicherem Blick gezeichnet, der im Gerichtssaal ausklingende Schlußakkord von wahrhaft tragischer Größe.





